

DER FELS

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
1917: „Fatima, ein neuer Frühling
... nur für Portugal?“

133

Dr. Eduard Werner:

Arnaud Beltrame – ein Held unserer Tage

141

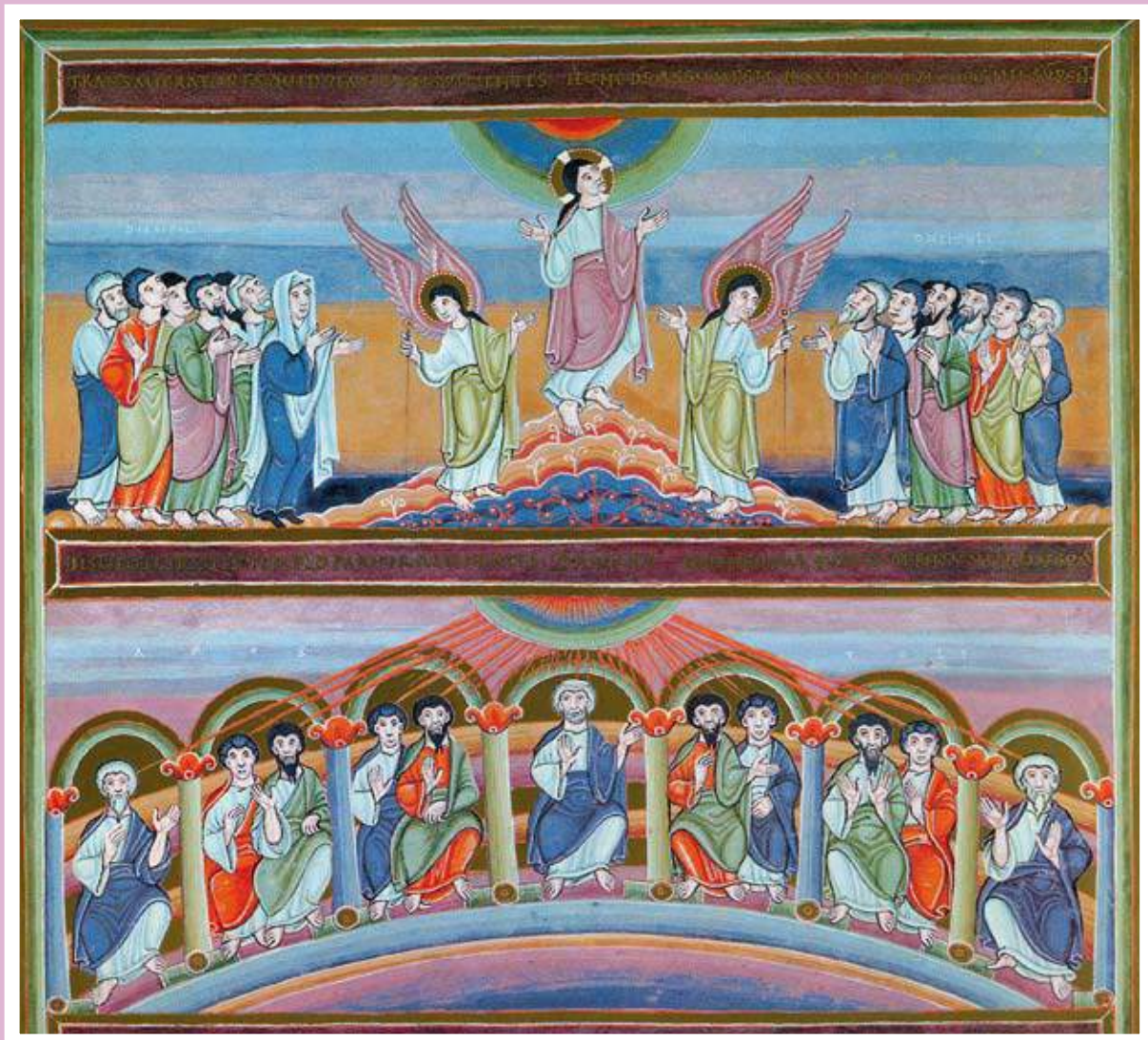
Pfarrer Michael Theuerl:

Syrien – Kontrast zwischen Realität
und Medienbericht

142

Katholisches Wort in die Zeit

49. Jahr Mai 2018



INHALT

Diakon Raymund Fobes:
Gottheit tief verborgen 131

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
1917: „Fatima, ein neuer Frühling
... nur für Portugal?“ 133

Christoph Matthias Hagen:
Das lateinisch-deutsche Handmessbuch
im deutschen Sprachraum in
Geschichte und Gegenwart 136

P. Dr. Dr. Andreas Hirsch FSSP:
Segne Du, Maria 138

Prof. Dr. Lothar Roos:
Die Heiligung des Alltags –
Leben aus der Hand Gottes 140

Dr. Eduard Werner:
Arnaud Beltrame –
ein Held unserer Tage 141

Pfarrer Michael Theuerl:
Syrien – Kontrast zwischen Realität
und Medienbericht 142

Prof. Dr. Konrad Löw:
„Ein Glas auf Karl Marx!“ – Wirklich? ... 149

Jürgen Liminski
Leben mit dem Islam? 152

Auf dem Prüfstand 156
Leserbriefe/Veranstaltungen 158

Impressum „Der Fels“ Mai 2018 Seite 159
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Pfingsten

Evangeliar f.d. Hochfeste d. Kirchenjahres, Faksimile aus dem Codex aureus Epternacensis, Verlag St. Ottilien, S. 65

Fotos und Quellennachweise:

Fotos: 131, 139 Archiv 133, 136 Jubiläumsheft 2007, Fatima Weltapostolat, S. 9 und S. 17; 134 (li/mj), Faitma 50, 13.10.1967, Titelseite u. S. 6; 134 (re) J.M. Haffert: Das Sonnenwunder von Fatima, DVCK e.V., S. 50; 138, 149 wikimedia gemeinfrei; 138 (re) Gottestlob, St. Ulrich-Verlag, S. 535; 141 wikimedia Gendarmerie Nationale, France; 142, 143 syriacpatriarchate.org; 144, 145 open doors; 146, 147 Kirche in Not; 150 Enzyklopädie der Philosophie, 1992, Weltbild Verlag, S. 216, 217; 151 Wikimedia: Lenin: Dt. Bundesarchiv Bild 183-71043-0003, Stalin: U.S. Signal Corps photo, Mao: zhangh zhensih, Ho Chi Minh: Báo Cà Mau, Fidel: Antonio Milena, Pol Pot:// fototeca.iicr.ro/picdetails.php?picid=45014X1X4; **Quelle 160:** Archivalien bei Pfarrer Erwin Reichart, Maria Vesperbild

Liebe Leser,

die katholische und die orthodoxe Welt verehren eine Vielzahl von Heiligen und ihre Zahl wächst in unserer Zeit bis hin zu den 21 koptischen Märtyrern von Sirte: Vorbilder, Fürbitter bei Gott. Sie begleiten unser Leben. Alle überragt die „Ganzheilige“, die Gottesmutter Maria.

Die besten Künstler: Maler, Bildhauer, Musiker wetteifern seit dem frühen Christentum, um ihr Bild zu zeichnen. Es sind Meisterwerke unserer Kultur!

Die Geschichte der Gottesmutter beginnt mit: „Mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk. 1,38). Das ist der Beginn unserer Erlösung. Es war das Ja zum Angebot Gottes an die Menschen.

Eine ganz andere Geschichte nahm ihren Lauf, als der Mensch auf das Wort eines anderen Engels, des Gegenspielers Gottes, hörte: „Ihr werdet sein wie Gott“. Das klingt nach absoluter Freiheit, Selbstbestimmung, Unabhängigkeit. Diese bewahren aber den Menschen nicht „vor der Angst vor der Ziel- und Sinnlosigkeit seiner gänzlich säkularisierten Existenz. Sie macht ihn zum Flüchtling in seiner eigenen Welt: Er flieht in grenzenlose Aktivität, baut eine Welt von rasch wechselnden Ersatzwelten auf“ (Isa Vermehren in KB März/April 2018, S. 83/84). Es sind Macht, Geld und Ruhm.

Maria stellte ihr Leben ganz in den Dienst Gottes. Ihre Freu-

de drückte sie kurze Zeit nach ihrem Ja-Wort im Magnifikat aus: „Mein Geist jubelt über Gott meinen Retter. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut“ (Lk. 1,47–48). Das war nicht weltentrückt oder abgewandt. Denn es war Maria, die auf der Hochzeit zu Kana, vor allen anderen bemerkte: „Sie haben keinen Wein mehr.“

Der säkulare Mensch kennt vor allem sich selbst, besonders wenn es um Macht und Machterhalt geht. Um konkret zu werden: Wir brauchen nur auf die Bildung der neuen Bundesregierung und den Groko-Vertrag zu schauen. Die Angst von 67% der Deutschen vor der kulturellen Überfremdung durch den Islam, die Befürchtungen von 65% der Deutschen, die mit den Risiken der demographischen Katastrophe zusammenhängen, die Sorgen der Familien spielen darin keine oder eine untergeordnete Rolle.

Maria spricht im Magnifikat: „Siehe von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“ (Lk. 1,48). Diesen Lobpreis nehmen die katholischen und orthodoxen Christen auf und wenden sich in ihren Sorgen und Nöten an Maria. Das Wort Jesu am Kreuz an Johannes „siehe deine Mutter“ haben die Menschen seit damals auch an sich gerichtet verstanden und sich an Maria gewandt. Und sie sind erhört worden. Votivtafeln mit einfachen Dankesworten an den Wallfahrtsorten, aber auch großartige Kathedralen legen davon Zeugnis ab. Und wenn die dringend notwendige Neuevangelisierung in unseren Tagen Fuß fassen soll, wird das nur mit Mariens Hilfe gelingen. Denn sie ist der „Stern der Neuevangelisierung“!



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Gottheit tief verborgen

Das Geheimnis der Eucharistie und der Hymnus „Adoro te devote“ des Thomas von Aquin

„Geheimnis des Glaubens“. Das sagt oder singt der Priester oder Diakon jeweils nach der Wandlung in der heiligen Messe. Und er erinnert damit daran, dass wir dieses Geschehen, dass aus Brot und Wein Christi Leib und Blut werden, nicht wirklich verstehen und begreifen können. Es ist und bleibt Geheimnis des Glaubens.

Der heilige Thomas von Aquin hat in seinem bekannten Hymnus „Adoro te devote“ dieses Geheimnis staunend betrachtet. Die heute in der Liturgie geläufige Übersetzung „Gottheit tief verborgen“ entstand 1951 und stammt von der Dominikanerin Petronia Steiner. Auch diese Übersetzung lässt die Anliegen des Aquinaten, wie ich meine, sehr gut aufscheinen: das gläubige Staunen darüber, dass Gott sich dem Menschen im Hier und Jetzt in der Eucharistie zuwendet.

„Augen, Mund und Hände täuschen sich in dir“ heißt es in der zweiten Strophe. In der Tat: Bei der Eucharistie steht nicht die Wahrnehmung mit den Sinnen im Vordergrund. Es geht um den Glauben, der vom Hören der Botschaft kommt. Und dieses Gehörte gilt es anzunehmen, sodass es wirklich ins Herz trifft – die Botschaft: Jesus lebt, und er schenkt mir durch die Eucharistie auch die Möglichkeit, dass er mir ganz nah ist, in mir sein möchte.

Bemerkenswert ist der Vergleich, den Thomas in der dritten Strophe zieht: Am Kreuz war die Gottheit Jesu verborgen, in der Eucharistie auch seine Menschheit. Die Gottheit Jesu musste auch von den Menschen seiner Zeit gläubig angenommen werden, der Glaube ist nicht nur eine Herausforderung für unsere Zeit. Auch hatten die Menschen, die mit dem irdischen Jesus zusammen waren, Zweifel. Gerade als er am Kreuz hing – und nachdem er gar ins Grab gelegt worden war, waren sie überzeugt, dass sich durch diesen Jesus rein gar nichts verändert hat. Die bedrückten Emmausjünger sind ein beredtes Beispiel dafür. Natürlich, durch die Begegnung mit dem Auferstandenen wurde dann alles wieder anders. Und man muss es heute, wo viele ihre Zweifel daran kundtun, ausdrücklich sagen – diese Auferstehung Jesu war ein einzigartiges von Gott gewirktes Zeichen. Dafür spricht das auch historischen Kriterien standhaltende Zeugnis der Evangelien genauso wie das Wachs-

tum der Christenheit mit der Bereitschaft vieler, zu Märtyrern zu werden. Eine Massensuggestion oder eine rein aus der Sehnsucht entstandene Fiktion hätte dies wohl kaum bewirkt. Und dennoch erfahren wir in den Osterberichten auch von einem Zweifler, vom Apostel Thomas. Und der Aquinate lenkt in seinem Hymnus in der vierten Strophe den Blick auf seinen Namensvetter. Dieser durfte die Hände in die Wunden des Auferstandenen legen – gleichwohl musste er sich auch den Tadel des Herrn gefallen lassen: „Selig sind die, die nicht sehen und dennoch glauben.“ Und der Apostel Thomas antwortet erschüttert: „Mein Herr und mein Gott“ – in der deutschen Übersetzung ließ Petronia Steiner dieses Zitat einflechten. Thomas von Aquin selbst benennt den Zweifel des Apostels nicht, aber es scheint mir doch gut, sowohl den Zweifler wie auch die Mahnung des Herrn im Blick zu haben. Ja, der Auferstandene weiß, es werden Zweifel kommen an den Wundern, die auch noch zu-



Dieses Bild von der Anbetung mag Manchen altertümlich erscheinen. Was aber nicht antiquiert ist, das ist die ehrfürchtige Anbetung des hl. Altarsakramentes, das hier zum Ausdruck kommt.

künftig geschehen werden – auch am Wunder der Eucharistie. Wohl nicht von ungefähr ist die Perikope vom Zweifler Thomas auch das Evangelium vom Weißen Sonntag. Der Aquinate schließt diese Strophe mit einem Vorsatz, den man insbesondere bei der Feier der Erstkommunion allen dringend ans Herz legen sollte, gerade auch den Erstkommunionkindern und ihren Familien, die ja die Aufgabe haben, ihre Kinder weiter zu begleiten auf dem Weg des Glaubens an die Eucharistie (wie wohl es hier augenscheinliche Mängel gibt): „Fac me tibi semper magis credere. In te spem habere, te diligere – Tief und tiefer werde dieser Glaube mein, fester lass die Hoffnung, treu die Liebe sein.“ Gerade darum wird es gehen: beim Empfang oder der Anbetung der Eucharistie im Glauben und in der Liebe zu Gott wachsen, doch auch in der Hoffnung – besonders der Hoffnung auf das Ewige Leben, das ja vor allem von der nun unverhüllten Begegnung mit Gott gekennzeichnet ist, was die letzte Strophe des Hymnus ausdrückt: „Jesu, quem velatum nunc aspicio, Oro fiat illud quod tam sitio; Ut te revelata cernens facie, Visu sim beatus tuae gloriae. Amen. – Jesus, den verborgen jetzt mein Auge sieht, stille mein Verlangen, das mich heiß durchglüht: lass die Schleier fallen einst in deinem Licht, dass ich selig schaue, Herr, dein Angesicht.“

So ist die Eucharistie nun wirklich „heilge Seelenspeise auf dieser Pilgerreise“. Um durch das Altarsakrament aber in Glaube, Liebe und Hoffnung wachsen zu können, braucht es eine tiefe Beziehung zu diesem „Geheimnis des Glaubens“, die durch Gebet und häufige innere Anteilnahme an der heiligen Messe immer wieder neu eingeübt werden muss.

Thomas von Aquin hat den Hymnus „Adoro te devote“ im Jahr 1264 geschrieben, einer Zeit, in der die Sehnsucht bei den Menschen nach der Begegnung mit dem lebendigen Gott in der Eucharistie sehr groß war. Aber das Anliegen des Hymnus ist zeitlos: Der große Gott wendet sich uns zu, er will uns stärken, jeden einzelnen, dass wir das Leben hier gut bestehen und eines Tages mit ihm glücklich in der Ewigkeit Gemeinschaft mit ihm haben. □

5. **A** Dóro te devó-te, lá-tens Dé-i-tas, Quae sub his
figú-ris ve-re lá-ti-tas : Tí-bi se cor mé- um tó-tum súbji-
cit, Qui-a te contémp-lans tó-tum dé-fi-cit. 2. Ví-sus, táctus...

1. Gottheit tief verborgen, betend nah ich dir. Unter diesen Zeichen bist du wahrhaft hier. Sieh, mit ganzem Herzen schenk ich dir mich hin, weil vor solchem Wunder ich nur Armut bin.
2. Augen, Mund und Hände täuschen sich in dir, doch des Wortes Botschaft offenbart dich mir. Was Gott Sohn gesprochen, nehm ich glaubend an; er ist selbst die Wahrheit, die nicht trügen kann.
3. Einst am Kreuz verhüllte sich der Gottheit Glanz, hier ist auch verborgen deine Menschheit ganz. Beide sieht mein Glaube in dem Brote hier; wie der Schächer ruf ich, Herr, um Gnad zu dir.
4. Kann ich nicht wie Thomas schaun die Wunden rot, bet ich dennoch gläubig: „Du mein Herr und Gott!“ Tief und tiefer werde dieser Glaube mein, fester lass die Hoffnung, treu die Liebe sein.
5. Denkmal, das uns mahnet an des Herren Tod! Du gibst uns das Leben, O lebendig Brot. Werde gnädig Nahrung meinem Geiste du, dass er deine Wonnen koste immerzu.
6. Gleich dem Pelikane starbst du, Jesu mein; wasch in deinem Blute mich von Sünden rein. Schon ein kleiner Tropfen sühnet alle Schuld, bringt der ganzen Erde Gottes Heil und Huld.
7. Jesus, den verborgen jetzt mein Auge sieht, stille mein Verlangen, das mich heiß durchglüht: lass die Schleier fallen einst in deinem Licht, dass ich selig schaue, Herr, dein Angesicht.



Anton Ziegenaus:

1917: „Fatima, ein neuer Frühling ... nur für Portugal?“

Der Vergleich von Fatima mit Lourdes, und, zwar schon im Jahr 1917, zeugt vom starken Selbstbewusstsein der Portugiesen. „Gibt es ein neues Lourdes?“ wird gefragt.¹ Schon 1921 sprach jemand von Lourdes portuguesa, vom portugiesischen Lourdes. Man hob die Ähnlichkeiten bei den Krankenheilungen, beim Wasser, bei der Jugendlichkeit der Seher hervor. Der Bischof von Leiria, Don José Alves Correia da Silva, gewichtete Fatima, das neue, das portugiesische Lourdes höher als das französische²: Die Wallfahrten nach Fatima sind imposanter und bedeutender als die von Lourdes: Diese Überlegenheit sieht der Bischof in doppelter Hinsicht, einmal in der großen Zahl der Pilger und dann im Geist der Buße. Damit sind die beiden Charakteristica für das erste Jahrzehnt der Fatimabewegung bezeichnet: Geist der Buße und die Menge der Pilger. Zuvor muss aber noch das große auslösende Moment genannt werden, das Sonnenwunder.

1. Das Sonnenwunder als das entscheidende Ereignis

In Fatima sind nach den Erscheinungen viele Heilungswunder geschehen. Aber das wichtigste und weithin wirksamste Wunder, kurz: o milagre schlechthin, war das Sonnenwunder. Schon am 13. Juli bat die Seherin Lucia³ die Gottesmutter „ein Wunder zu tun, damit alle glauben, dass Sie uns erscheinen“. Dieses erbetene Wunder wurde für den 13. Oktober versprochen. Da sich das Datum herumgesprochen hatte, kamen an diesem Tag ca. 80 000 zusammen. Die große Zahl gab die Gewähr dafür, dass das angekündigte Wunder rasch im ganzen Land bekannt wurde und nicht als Phantasieprodukt, als



Dieses Buntfenster ist eine künstlerische Darstellung des Sonnenwunders vom 13. Oktober 1917. Es befindet sich in der Kapelle „Unserer lieben Frau von den Schmerzen“ in Fatima, geschaffen vom italienischen Konventualenpater Lerario.

Einbildung eines einzigen Träumers ausgegeben werden konnte. Was erlebten die 80.000?

Die Menschen auf der Cova da Iria hatten bei dem Erlebnis am Mittag des 13. Oktobers einen regenreichen Marsch hinter sich, bei dem sie nass und schmutzig wurden. Der Himmel war wolkenbedeckt. Plötzlich rissen die Wolken auf, die Sonne drang durch mit wechselnden Farben (gelb, grün, blau, rot). Die Sonne drehte sich eiernd um eine imaginäre Achse. Andreas de Andrad e Silva beschreibt das Sonnenphänomen so: „Die Sonnenkugel, einer Scheibe von dunklem Silber ähnlich, drehte sich um eine imaginäre Achse, und in diesem Augenblick schien sie sich in der Atmosphäre herabzubewegen zur Erde hin mit einem außerordentlichen Glanz und intensiver Wärme.“⁴ Schilderungen dieses Sonnenphänomens finden sich häufig in den ersten Bänden der

Dokumentation: „Ich habe gesehen. Nicht haben wir Unsere Liebe Frau gesehen. Wir halten uns dessen nicht für würdig. Aber wir haben die Sonne gesehen, das für sich allein schon die Bestätigung eines Phänomens, eines übernatürlichen Falles ist ... Wir können es nicht erklären, aber das Faktum zählt, und gegen Fakten gibt es keine Argumente.“⁵ Eine andere Beschreibung spricht von dem Eindruck, dass sich die Sonne von ihrem ursprünglichen Ort weg bewege.⁶ „Beim Beobachten dieser Zeichen hatte ich nicht einen Augenblick einen Zweifel daran, dass man sie der unendlichen Allmacht Gottes verdankt ... Ich erinnere mich auch, dass ich mich nicht niederkniete, aber der größte Teil der Leute fiel auf die Knie, ohne sich um den enormen Dreck zu kümmern.“ Die Leute beteten, riefen die Gottesmutter an, erweckten Reue und Leid. „Unbeschreiblich ist die Woge des Glaubens“, die durch die

Menge ging.⁷ Ein Journalist schreibt noch am 13.10. seiner Schwester: „Ich habe außerordentliche Dinge gesehen.“⁸ Ein Pfarrer hatte das Bedürfnis, noch abends um 21.30 Uhr einem Mitbruder darüber zu schreiben.⁹ Der Eindruck des Sonnenwunders war gewaltig und bleibend.

Doch sollen auch die Einwände der Gegner genannt werden. Sie waren Freidenker, die sich vor allem von kirchlichen Vorstellungen freihielten. Sie waren bestimmt von naturwissenschaftlichem Denken. Der christliche Glaube wäre in einer Generation überholt und geschwunden, meinten sie. In Portugal wurde 1911 das Gesetz zur strikten Trennung von Staat und Kirche durchgesetzt. Die Kirche durfte demnach nur noch in ihren Räumen wirken, nicht im Freien. So waren Prozessionen verboten und man ließ später auf der Cova da Iria die Nationalgarde aufmarschieren.

In Bezug auf das Sonnenwunder stellte der Astronom Frederico Oom fest, dass seine Apparate nichts von

kosmischen Störungen gemeldet hätten, also nichts dergleichen geschehen ist. Die Sonnenphänomene könnten also nicht stattgefunden haben¹⁰. Die Erscheinungen seien also Erfindungen klerikaler Kreise und die dummen, ungebildeten Katholiken hätten daran geglaubt!

Es standen sich also – unversöhnlich – gegenüber: Einerseits die ca. 80000 mit ihrem Erlebnis auf der Cova da Iria und andererseits die Freidenker, die zuhause geblieben waren und deshalb nichts sehen konnten, gestützt durch die Aussage des Astronomen. Wer wird die Oberhand bekommen? Nachzuholen ist noch: Vom Verhalten der Menschen auf dem Erscheinungsplatz gibt es Fotos, zwar nicht von der Sonne, aber von den Reaktionen der Anwesenden.

Das Sonnenwunder bestätigt die Echtheit der Erscheinung, denn es wurde erbeten und versprochen, „damit alle glauben“; es sollte den Glauben aller erwecken und stärken.

2. Fatima und der Opfergeist

Fatima verdankt seinen geistlichen Ursprung selbstverständlich dem Himmel, der Initiative der Gottesmutter. So gilt auch für die allmähliche Anerkennung dieser Wallfahrtsstätte das Wort des Kardinals Cerejeira von Lissabon: „Fatima hat sich selbst durchgesetzt, nicht wir haben es getan.“ Obwohl somit letztlich alles ein Geschenk der Gnade ist, darf nicht übersehen werden: Die Botschaft richtet sich an Menschen, erwartet ihr Mitwirken. Hier gilt nun auch für Fatima – wie übrigens für alle Marienerscheinungen, deren Botschaften sich weithin gleichen, dass nicht neugieriges Herumstochern in möglichen Geheimnissen gefordert wird, sondern Gebet und Buße. Wir Menschen sind übertüchtig darin, diese zentrale Forderung aller Marienerscheinungen im Gerede über den Sinn möglicher Geheimnisse total zu vergessen.

Erstaunlich ist nun, wie bei den Seherkindern nach den Erscheinun-

von links nach rechts: Titelseite der Ausgabe „Fatima 50“; mitte: Ilustracao Portuguesa 29.10.1917, S. 353, links: Die erste Seite der Comics in O Século („Das Jahrhundert“) präsentierte die Erscheinung in Fatima als „Tod durch Verhungern“ mit der Bemerkung: „Hunger! Das ist die wahre Erscheinung ... greifbar und real.“



gen der Gebets- und Opfergeist gewachsen ist. Maßgeblich für diese Entwicklung war die Höllenvision am 13. Juli 1917. Während bei heutigen Zeitgenossen, einer Spaß- und Wellnessgesellschaft, der Verdacht vorherrscht, Fatima verdüstere die Frohbotschaft zu einer Drohbotschaft und gebe dem Glauben ein ängstliches Gesicht – weshalb nicht wenige von Fatima nichts wissen wollen –, reagieren die Kinder auf die Höllenvision nicht in lähmender Angst, sondern in herausgeforderter Liebe: Sie beten und opfern, damit niemand oder nur wenige in die Hölle kommen. So sagt Jacinta „Francisco, wollt ihr nicht mit mir beten? Wir müssen viel beten, um die Seelen vor der Hölle zu retten. So viele kommen dorthin! So viele!“¹¹

Zum Gebet hinzu haben die Kinder noch viel Verzicht geleistet. So schreibt Lucia¹²: „Jacinta nahm die Opfer für die Bekehrung der Sünder so ernst, dass sie sich auch nicht eine Gelegenheit dafür entgehen ließ. Da waren die Kinder ..., die an den Türen betteln gingen ... Als Jacinta sie

sah, sagte sie zu uns: Lasst uns unser Mittagbrot jenen Armen geben für die Bekehrung der Sünder. Und sie lief, um es ihnen zu geben ... Unsere Nahrung bestand an diesen Tagen aus Tannenzapfen, Wurzeln von Glockenblumen ... Brombeeren, Pilzen ... Jacinta schien unersättlich im Opferbringen zu sein.“

Die Nöte und Leiden ihrer tödlichen Krankheit trugen Jacinta und Francisco ebenso aus Sühne. Sie wurden gemildert und innerlich erträglich einmal durch die schon bei der ersten Erscheinung geweckte Hoffnung auf den Himmel, dann durch die Liebe zum gekreuzigten Heiland¹³ und zu den Sündern, damit sie gerettet werden ... „Seit dem unsere Liebe Frau uns gelehrt hatte, Jesus unsere Opfer darzubringen, fragte Jacinta immer, wenn wir vereinbart hatten, eines zu bringen, oder wenn wir irgend eine Prüfung erdulden mussten: Hast du Jesus schon gesagt, dass es aus Liebe zu ihm ist. – Wenn ich mit nein antwortete ... Dann sage es ihm – und sie faltete die kleinen Hände, erhob die Augen zum Himmel und sagte: „O Jesus, es ist aus Liebe zu Dir und für die Bekehrung der Sünder.“¹⁴ Das Thema „Sühne“ steht in der Mitte der Sendung Jesu, in der Mitte der Fatimabotschaft und bildet die Ouvertüre am ersten Erscheinungstag am 13. Mai in der Frage an die Kinder: „Wollt ihr euch Gott darbieten, um alle Leiden zu ertragen, die er euch schicken wird, zur Sühne für alle Sünden, durch die er beleidigt wird und als Bitte um die Bekehrung der Sünder?“ – „Ja, wir wollen es“. „Ihr werdet also viel leiden müssen, aber die Gnade Gottes wird eure Stärke sein“¹⁵

Dann aber muss noch der Beitrag des portugiesischen Volkes gewürdigt werden. Die Wallfahrt nach Fatima wurde zu einer Volksbewegung, an der die Freimaurerregierung scheiterte. Am 13. Okt. 1917 werden 80.000 Besucher auf der Cova da Iria geschätzt. Die Zahlen gingen zeitweilig zurück, nahmen aber auf 150000 zu (1928).

Die Beschwerden der Wallfahrt waren die Opfer, die von den Pilgern gebracht wurden. Bedenken Sie: Es gab keine Infrastruktur, also keine Hotels zum Übernachten, keine Restaurants. Man musste seine Verpflegung mitbringen und im Freien

übernachten. Mehrmals wird von Regenwetter berichtet. Da die Pilger von allen Provinzen Portugals gekommen sind, dauerte eine Wallfahrt – meistens eine Fußwallfahrt – wenigstens eine Woche. Da lag es nahe, einmal vom Regen überrascht zu werden. Wer aus der näheren Umgebung von Fatima kam, brach am Abend auf, marschierte die ganze Nacht betend und singend, nahm etwa in Leiria an der hl. Messe teil und empfing die hl. Kommunion, um erst dann wegen des Nüchternheitsgebots etwas essen zu können. In Fatima konnte man den Rosenkranz beten, an der hl. Messe teilnehmen, eine Predigt anhören, für die es noch keinen Lautsprecher gab. Am Nachmittag brach man nach Hause auf.

Sicher, eine solche Wallfahrt hatte nicht nur ihre Beschwerden, sondern auch eine frohe Erfüllung: Wenn die Gruppe die ganze Nacht durchwanderte bis die Sonne aufging – mit Fahnen – und der Pfarrer im Chorrock oder Rauchmantel, so darf man sich auch eine innere Genugtuung vorstellen. Noch nachhaltiger und tiefer als die Freude an der Natur und den nächtlichen und frühmorgendlichen Wanderungen unter Gebet und Gesängen dürfte die innere geistige Freude gewirkt haben, die dem erlebten und gelebten Glauben entspringt. So bemerkte die Zeitschrift *O Mensageiro*¹⁶: „Innerhalb des Bezirkes (= Cova da Iria) gibt es keine sozialen Klassen, keine Kategorien – es gibt Andächtige, es gibt Gläubige.“ Die Zusammengehörigkeit in der einen Kirche stärkte das Selbstbewusstsein. Dann ist die Freude zu nennen, die aus dem Opfer und dem Verzicht kommt. Ebenso die Wirkung der Beichte, des Ostergeschenk des Auferstandenen (Joh 20,2f). Die Wirkung dieses Sakraments ist nach dem Konzil von Trient: Vergebung der Sünden, Friede und Heiterkeit des Gewissens, verbunden mit starker Tröstung des Geistes (DH 1674). In der Regel haben die Pilger vor oder während der Wallfahrt gebeichtet. Zum Beleg: Wir wissen von einem Priester, der vor jedem 13. ab 21 Uhr bis morgens Beichte hörte. Er war sicher nicht allein. Auf alle Fälle: Wenn sich jemand den Beschwerden einer Wallfahrt unterzog, dürfte er darin nicht nur ein Opfer, sondern auch eine Erfüllung gesehen haben.



In den zwanziger Jahren des letzten Jhds. wurden Tatsache und Botschaft der Erscheinung stark bekämpft. Die Nationalgarde wurde eingesetzt. Doch bald erkannte man: Gewalt ist kein Mittel bei Fragen des Glaubens. Man kann doch nicht auf Betende schießen. Von der übernatürlichen Hilfe abgesehen, die nicht gemessen werden kann, aber in Betracht gezogen werden muss, war es die Volksbewegung der Wallfahrten, die allmählich einen Umschwung bewirkte. Jede Pfarre organisierte Wallfahrten bzw. hielt zuhause Fatima-Triduen. Ende dieses Jahrzehnts waren schon die Tochter und die Gattin des Staatspräsidenten in Fatima, 1928 dieser selbst.¹⁷

Wer diese Entwicklung in den ersten zehn Jahren bedenkt, wird der Botschaft von Fatima Relevanz, nicht nur für Portugal, das eine geistige Auferstehung erlebte, sondern auch für unsere Zeit zuerkennen. Einmal ruft Fatima eschatologische Daten ins Bewusstsein. Schon bei der ersten Erscheinung am 13. Mai 1917 waren die Kinder von der Schönheit der Frau, die „vom Himmel kam“, so fasziniert, dass sie am 13. Juni baten, mit in den Himmel genommen zu werden.

In dem zitierten Dialog vom 13. Mai fährt Lucia fort: „Ist die Maria das Neves schon im Himmel?“ – „Jawohl“ – „Und Amelia?“ „Sie bleibt bis zum Ende der Welt im Fegfeuer“ – Am 13. Juli hatten die Kinder die Höllenvision. Ist uns der Himmel heute noch als Ziel unseres Lebens bewusst? Und die Hölle als das unbedingt zu Vermeidende? Werden nicht häufig die Verstorbenen schon beim Requiem in die Anschauung Gottes versetzt von oberflächlichen Predigern? Über die Dauer des Fegfeuers wissen wir nämlich nichts. Die Auskunft über Amelia stimmt nachdenklich! So ist Fatima eine Mahnung, die eschatologischen Daten – Himmel, Hölle, Fegfeuer – ernstzunehmen.

Auch der Themenkreis „Opfer, Sühne, Fasten“, bedarf einer Neubestimmung: Die Muslime haben ihren Ramadan. Wir noch eine Fastenzeit? Obwohl wir in jeder hl. Messe vom Sterben Jesu „für uns“ hören, ist uns die Sühne für das Heil anderer fremd geworden. Insofern kann ich nur Papst Benedikt XVI. zustimmen: „Wer glaubt, dass die prophetische Mission Fatimas beendet sei, der irrt sich.“ Fatima ist auch ein Ruf an uns. ◻

Auch Papst Benedikt XVI. hat Fatima besucht.



¹ Vgl.: Documentação Crítica de Fátima III 1, S. 355 (auch ebd. S. 38)
² Vgl. IV, 4 DOC 768, S. 156
³ Vgl. Schw. Luzia spricht über Fatima, S. 151, 155
⁴ Documentação Bd. I, S. 224
⁵ Ebd. S. 299; weitere Stellen: ebd. S. 309, 403

⁶ Ebd. S. 232
⁸ Bd. III 1, S. 163
¹⁰ Bd. I, S. 351
¹¹ Sch. Lucia spricht über Fatima, Fatima 1975, 102
¹² Ebd. S. 29
¹⁴ Ebd. 101, S. 32
¹⁶ IV 4 DOC 814, S. 265
⁷ Ebd. S. 408
⁹ Ebd. S. 164ff
¹³ Vgl. ebd. S. 22
¹⁵ Ebd. S. 147
¹⁷ Vgl. V 2, S. 357

*Christoph
Matthias Hagen:*

Die sogenannte Liturgische Bewegung war ab dem 19. Jahrhundert ein stark monastisch bestimmter, zunehmend in die Pfarreien ausstrahlender Impuls, den Gottesdienst der Kirche dem originären Sinn seiner Texte und Riten gemäß zu feiern und mitzufeiern. In der Hand der Gläubigen waren volkssprachliche Messbücher, oder noch besser solche, die den lateinischen Texten landessprachliche Übersetzungen gegenüberstellten, die sichtbarste Frucht dieser Bemühungen.

Im deutschen Sprachraum war es zwar unbestritten das im Herder-Verlag erscheinende Messbuch des Pater Anselm Schott OSB (1843-1896), das ab 1884 die weiteste Verbreitung erreichte. Doch für die deutschsprachige Schweiz und Teile der Eifel muss gleichberechtigt an die Initiative des Verlages Benziger in Einsiedeln erinnert werden, die von der charismatischen Persönlichkeit des Kölner Pfarrers Josef Könn (1876-1960) mitgetragen und unterstützt wurde.

Deren Anliegen war es Mitte der 1920er Jahre zunächst, den Typus des deutschen Laienmessbuchs in breiteren Volksschichten zu beheimaten. Dazu galt es vor allem, eine in Umfang und Ausstattung preisgünstigere Alternative zum Schott anbieten zu können, die auch für die Masse der Kirchgänger erschwinglich war.

Da sich im Kloster Einsiedeln in der Schweiz niemand fand, der die Idee aufgreifen wollte, wandte sich Pfarrer Könn Ende Mai/Anfang Juni 1925 an den Abt von Maria Laach, Ildefons Herwegen OSB (1874-1946), der einen jungen Frater, Urbanus Bomm OSB (1901-1982; von 1964-1977 zunächst Abt-Koadjutor und dann selbst Laacher Abt), damit

Das lateinisch-deutsche Handmessbuch im deutschen Sprachraum in Geschichte und Gegenwart

beauftragte, bis zum Oktober 1926 ein Manuskript fertigzustellen, das die gleichbleibenden Teile der heiligen Messe, sowie die Eigentexte der Sonn-, Feier-, und Fasttage in deutscher Sprache umfassen und kurz, aber treffend in den ursprünglichen liturgischen Geist dieser Texte und Riten einführen sollte.

Dadurch, dass die Arbeit einem Mönch von Maria Laach anvertraut war, wo übrigens Anselm Schott seine letzten Lebensjahre verbracht hatte und seine letzte Ruhestätte gefunden hat, ergab sich der charakteristische Zugang in der liturgietheologischen Erschließung ebenso, wie der Anspruch, in der Wiedergabe der Texte präziser zu arbeiten als die Schott-Übersetzung. Der erste „Bomm“ hätte im August 2017 seinen 90. Geburtstag gefeiert.

In vielem erinnern der theoretische Anspruch und die praktische Arbeitsweise Bomms an die Leistung der Petrusbruderschaft, beziehungsweise ihres Priesters Pater Martin Ramm, der 2015 die erste Auflage seines „Vollständigen Römischen Messbuchs nach der Ordnung von 1962 lateinisch/deutsch“ herausgebracht hat. Dazu erstellte er eine gänzlich neue, sprachlich sehr präzise Übersetzung aller lateinischen Texte des Messbuchs. Für Ordo und Canon Missae geschah dies damit im Gesamtzusammenhang von Ritus, Ordinarium und den einzelnen Messformularen erstmals seit 1928!

2017 erschien dieses „Volksmisssale“ in zweiter und dritter Auflage, wobei die dritte Auflage sich vor allem dadurch auszeichnet, eine Großdruckausgabe zu sein und – neben einigen weiteren Verbesserungen und Erweiterungen – vor allem eine neu hinzugekommene, zusammenhängende Messerklärung zu umfassen, die liturgisch-katechetisch vorgeht und sich weitgehend linear am ritu-

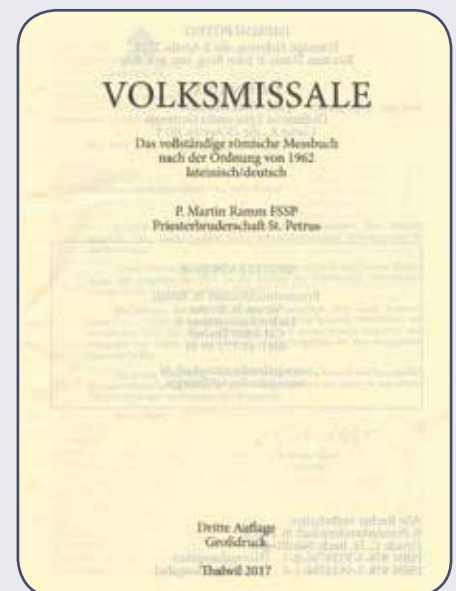
ellen Ablauf der römisch-gregorianischen Messe entlang entwickelt.

Zusätzlich zu diesem Projekt und als Reaktion darauf plant der deutsche Sarto-Verlag der Piusbruderschaft offenbar, jetzt seinerseits eine unveränderte Neuauflage der Schott-Ausgabe von 1962 herauszubringen. Sollte man dazu vom Herder-Verlag die Rechte erhalten, sollten wenigstens die größten Übersetzungsfehler, deren es einige gibt, beseitigt werden. Besser wäre es überhaupt, vom amerikanischen „Roman Catholic Daily Missal“, das die Piusbruderschaft schon vor Jahren selbst erarbeitet hat und von dem es inzwischen neben der lateinisch-englischen Ausgabe auch eine lateinisch-spanische gibt, eine lateinisch-deutsche Ausgabe zu erstellen.

Ebenso hat der französische Distrikt der Piusbruderschaft bereits 2012 ein eigenes, neu übersetztes „Missel quotidien des fidèles“ herausgebracht, für dessen französische Texte Pater Daniel Joly FSSPX (1958-2012) verantwortlich war, der leider kurz darauf einem Krebsleiden erlegen ist. Von diesem Buch könnte man alternativ ebenfalls eine lateinisch-deutsche Ausgabe ausarbeiten. Für Epistel und Evangelium und sonstige biblische Texte böte sich in beiden Fällen die Allioli-Übersetzung an, was einerseits den Übersetzungsaufwand verringern würde, andererseits diese Übersetzung bereits seit dem 19. Jahrhundert für die Kanzelverkündigung in deutscher Sprache zugelassen war. Nicht zuletzt wäre man dann auch nicht auf das – maximal von Geschäftstüchtigkeit motivierte – Wohlwollen des Herder-Verlages angewiesen.

Die Möglichkeit, wie im englischsprachigen oder französischen Raum (wieder) zwischen zwei Laienmessbüchern für den überlieferten Römischen Ritus wählen zu können, wäre

auch für das deutsche Sprachgebiet zweifellos eine Belebung und Bereicherung. In der Qualität der Übersetzung und in der Ausstattung als Buch dürfte ein solches zweites Laienmissale im eigenen Interesse aber wohl nicht hinter Ramms Volksmisssale zurückbleiben. □



Volksmisssale (1962), Einfache Ausgabe, 1920 S., flexibler Umschlag aus schwarzem italienischen Rindsleder, leicht cremefarbenes 30g Biblioprint-Papier, 17,5x12,5x3,5cm, mit Goldschnitt und sechs farbigen Lesebändern, 2. Auflage, 2017, Preis: 50,- Euro, zzgl. Versandkosten

Volksmisssale (1962), Großdruckausgabe, 2000 S., geb. in schwarzes Rinds-spaltleder, leicht cremefarbenes 30g Biblioprint-Papier, 21,5x15x3,8cm, mit Goldschnitt und sechs farbigen Lesebändern, 3. Auflage, 2017, Preis: 70,- Euro, zzgl. Versandkosten

Zur gewöhnlichen Ausgabe gibt es optional zusätzlich eine Reißverschluss-hülle aus Rindsleder. Das Volksmisssale ist erhältlich bei introibo.net

Segne Du, Maria



Cordula Wöhler (1845-1916)¹, die Tochter eines protestantischen Pastors, verfasste 1870 das schöne und ergreifende Marienlied Segne du Maria kurz vor ihrem Übertritt in die katholische Kirche. Bei ihren Eltern und Geschwistern, die Cordula nach wie vor sehr liebte, rief dieser Schritt massives Unverständnis hervor.

Cordula wurde 1845 in Mecklenburg geboren. Ihr Vater wurde später protestantischer Pastor in Lichtenhagen bei Rostock. Sie hatte zwei jüngere Schwestern. Schon von frühster Jugend an schmückte Cordula gerne die Kirche und freute sich auf ihre Konfirmation. Sie bemängelte jedoch massiv die fehlende Ehrfurcht. Niemand kniete und das übrige Brot sowie der übrige Wein wurden wie normale Lebensmittel behandelt, was den Einsetzungsworten unseres Herrn und Gottes Jesus Christus (Das ist mein Leib – Das ist mein Blut) widerspricht. Cordula las gerne Bücher des katholischen Priesters Johann Christoph Friedrich von Schmid (gestorben 1854), der Konvertitin Ida Gräfin von Hahn (gestorben 1880) und des katho-

lischen Priesters und Professors Alban Stolz (1808-1883). Von ihren Eltern bekam sie zu Weihnachten zwei Bilder von katholischen Erstkommunikantinnen, die sehr ehrfürchtig vor dem Altar knieten. So näherte sie sich immer mehr dem heiligen katholischen Glauben an und vertiefte ihr Wissen durch weitere Bücher von Alban Stolz, die sie geschenkt bekam oder sich selbst besorgte.

Bei einer Urlaubsreise durch Bayern und Österreich war Cordula von der Innigkeit katholischer Gottesdienste und der Schönheit katholischer Gotteshäuser tief beeindruckt. Die Familie lernte auch Priester kennen, die fromm die heilige Messe fei-

erten und die Nächstenliebe übten. In München machte sie jedoch auch die Erfahrung, dass ein Priester den Rosenkranz vor dem ausgesetzten Allerheiligsten herunterleierte, was sie tief beschämte. Besonders begeistert war Cordula bei einer weiteren Reise nach Tirol von der Kirche der heiligen Notburga in Eben, dem dortigen Pfarrkurat und dem gepflegten Pfarrhaus mit seinem Garten, so dass sie dort gerne als Dienstmagd geblieben wäre. Alban Stolz, mit dem sie in einem Briefwechsel stand, bezeichnete dies als unnötige Phantasie, um sie vor Enttäuschungen zu bewahren. Cordulas Weg zur katholischen Kirche war nicht ohne innere Konflikte.

MARIA 535

aus, d breit, - raus: n - heit stehn, Welt, - gehn: - zelt te, te. uns alle lie Feind über uns r Zeit in

1 Seg - ne du, Ma - ri - a, seg - ne mich, dein
2 Seg - ne du, Ma - ri - a, al - le, die mir
3 Seg - ne du, Ma - ri - a, uns - re letz - te

1 Kind, dass ich hier den Frie - den, dort den
2 lieb, dei - nen Mut - ter - se - gen ih - nen
3 Stund! Sü - ße Tro - stes - wor - te flüst - re

1 Him - mel find! Seg - ne all mein Den - ken,
2 täg - lich gib! Dei - ne Mut - ter - hän - de
3 dann der Mund! Dei - ne Hand, die lin - de,

1 seg - ne all mein Tun, lass in dei - nem
2 breit auf al - le aus, seg - ne al - le
3 drück das Aug uns zu, bleib im Tod und

1 Se - gen Tag und Nacht mich ruhn! Lass in
2 Her - zen, seg - ne je - des Haus! Seg - ne
3 Le - ben un - ser Se - gen du! Bleib im

1 dei - nem Se - gen Tag und Nacht mich ruhn!
2 al - le Her - zen, seg - ne je - des Haus!
3 Tod und Le - ben un - ser Se - gen du!

T. Cordula (Peregrina) Wöhler [1870] 1916, M. Karl Kindsmüller 1916

Sie freute sich über die Gebete für die Verstorbenen. Insgesamt bemerkten ihre Mutter und Geschwister lobend positive Veränderungen in ihrem Verhalten, was sie schweigend hinnahm, da sie ihren Briefwechsel mit Alban Stolz nicht bekannt machen wollte. Cordula war Gott sehr dankbar für die Gnaden, die Er ihr schenkte. Während einer Reise nach Linz ging sie mit tiefer Andacht auf den dortigen Kalvarienberg und betete im Dom zu Salzburg vor der Schmerzensmutter, was ihr Sehnen nach der katholischen Kirche steigerte. Unruhe kam in der Familie auf, wenn Cordula immer wieder Glaubenswahrheiten wie das Papsttum und die Heiligenverehrung verteidigte, so dass keine weiteren Reisen in katholische Gegenden mehr stattfanden.

Als ihr Briefwechsel mit Alban Stolz sowie ihre Absicht, katholisch zu werden, entdeckt wurden, bekam sie schwere Vorwürfe von ihren Eltern. Mit 25 Jahren (1870) wurde Cordula volljährig und dem Eintritt in die katholische Kirche stand rechtlich nichts mehr im Wege. Die Eltern stellten sie schließlich vor die Wahl, in Rügen überzutreten und weiterhin bei

ihnen zu wohnen oder in Freiburg bei Alban Stolz zu konvertieren, was eine Rückkehr nach Hause bis auf wenige Besuche ausschließen würde. In dieser Zeit voller Bedrängnis schrieb Cordula das Segne du Maria und schlug den Eltern vor, in Eben zu konvertieren. Die Eltern wiesen sie ab und Cordula entschloss sich zur Konversion in Freiburg. Sie wurde noch einmal getauft, weil der sie taufende protestantische Pastor einer sehr ungläubigen Richtung angehörte. Drei Tage später empfing sie die heilige Firmung und weitere drei Tage später Jesus in der heiligen Kommunion, was ihr tiefen inneren Frieden schenkte. Die Blattern brachten Cordula im folgenden Winter fast den Tod.

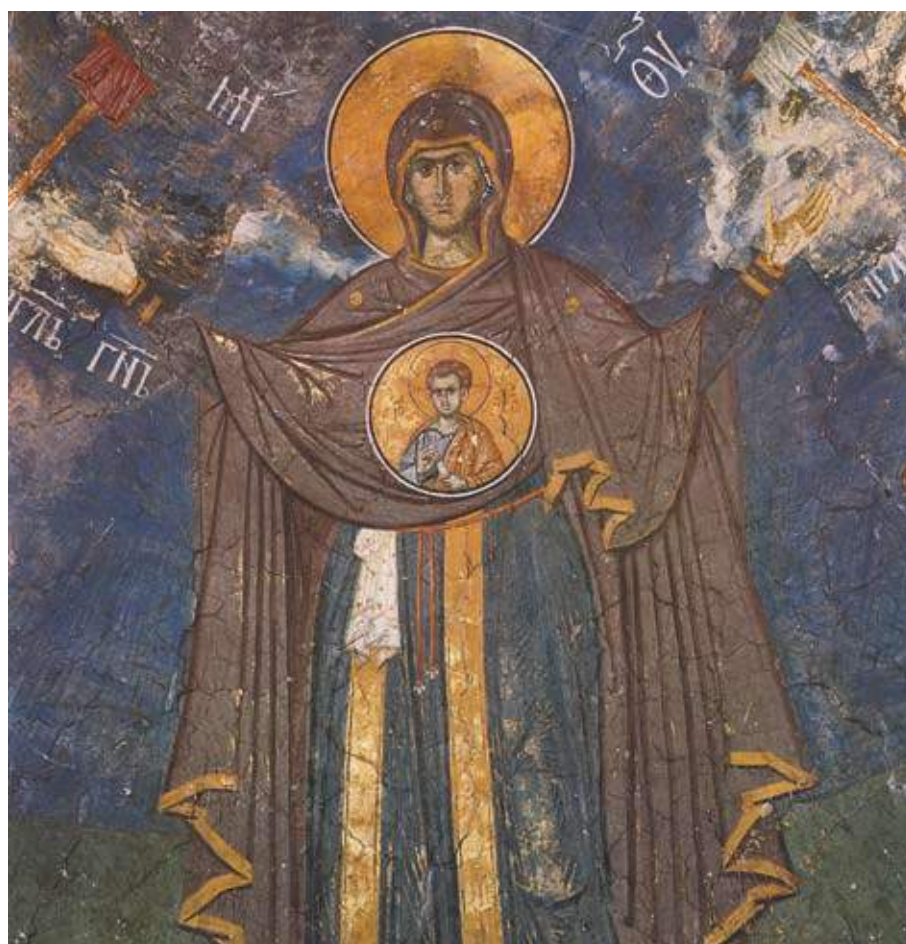
Cordulas Wunsch, in Eben Pfarrhaushälterin zu werden ging in Erfüllung. Es war eine glückliche Zeit. Als eine Verwandte des Pfarrkuraten ihre Stelle verlor, musste sie sich nach einem anderen Broterwerb umsehen, den sie schließlich in einer Bäckerei in Schwaz fand. Von dort wanderte sie wöchentlich etwa dreieinhalb Stunden den Rosenkranz betend jeden Samstag nach einem anstrengenden Arbeitstag ab Mitternacht nach Eben

und kehrte am Sonntag Nachmittag wieder zurück, bis ihr Beichtvater diese gefährlichen und weiten Gänge verbot. Später wohnte Cordula auf der Burg Freundsberg in einem kleinen Zimmer neben der Kapelle mit dem Blick auf den Tabernakel, was sie mit großer Freude erfüllte. Ihren Lebensunterhalt musste sie mit Handarbeiten verdienen. Ihre Bücher (Was das ewige Licht erzählt, Weihnachten in der Eucharistie, Der Weg nach Golgotha, Auf dem Silberberg) brachten ihr noch nicht genug Geld ein.

1876 wurde Cordula von dem sehr religiösen Anton Schmid aus Oberstaufen (Allgäu) brieflich um ein Gedicht für den verstorbenen Jesuitenpater Jakob Rehm gebeten, dem er eine Gedenktafel setzen wollte. Pater Rehm hatte die Verehrung der Dreimal Wunderbaren Muttergottes sehr gefördert und in Ingolstadt segensreich gewirkt. Dieser Briefwechsel offenbarte die gleiche Gesinnung und so gab Cordula Anton Schmid brieflich ihr Jawort für eine Josefsehe, noch bevor sie ihn gesehen hatte. Zunächst lebten sie nach der kirchlichen Trauung in Bregenz und 1881 siedelten sie nach Schwaz in das geliebte Tirol über, wo Cordula in der Franziskanerkirche schon 1871 in den Dritten Orden aufgenommen wurde. Ihre Heimat sah sie nie wieder, jedoch ihre Eltern und Geschwister, die sie in Schwaz besuchten. Anton und Cordula adoptierten zwei Waisensmädchen, die sie liebevoll erzogen. Cordula und Anton starben im Jahr 1916, Cordula im Februar und Anton drei Monate später. Schon vor ihrer Konversion hatte Cordula eine innige Liebe zur Gottesmutter, deren Statue in einem versteckten Winkel ihrer ehemals katholisch gewesenen Heimatkirche sie mit Blumen schmückte bis die Eltern das Bildnis entfernten. Durch Maria wuchs ihre Liebe zu Jesus, besonders auch im Allerheiligsten Altarsakrament. Diese Liebe zu Gott ließ folgerichtig ihre Liebe zu den Mitmenschen wachsen.

Deshalb wiederhole ich es jedes Mal mit liebendem und frohem Herzen: Seid gut zueinander; denn wer viel liebt, dem wird auch viel verziehen. Cordula Wöhler ist uns darin ein Vorbild. □

¹ Siegfried Staudinger: Segne Du Maria – Wie das schöne Marienlied entstand. Media Maria Verlag Illertissen 2013, 3,- Euro.



Lothar Roos:

Die Heiligung des Alltags – Leben aus der Hand Gottes

Warum sprechen wir, wenn wir an das Leben von Jesus mit Maria und Josef in Nazareth denken, von der „Heiligen“ Familie? Wodurch war diese, wodurch wird jede christliche Familie heilig? Darauf hat Jesus selbst die Antwort gegeben. Eines Tages kam eine Frau zu ihm und sagte: „Selig der Leib, der dich getragen und die Brust, die dich genährt hat“! Jesus aber antwortete: „Vielmehr selig sind diejenigen, die das Wort Gottes hören und es befolgen“ (Lk11,27f). Wie kann das konkret im Leben einer Familie gehen, „das Wort Gottes befolgen“? Das Vorbild der Heiligen Familie und die Texte vom Fest der heiligen Familie geben uns darauf zwei prägnante Antworten:

1 Das Leben aus Gottes Hand annehmen

Das ist gar nicht so leicht, weder für Jesus, Maria und Josef damals, noch für uns heute. Das Leben, wie es ist und was es mit sich bringt, aus Gottes Hand annehmen, das hat Jesus dreißig Jahre lang in seinem verborgenen Leben in der kleinen Welt von Nazareth getan. Nur drei Jahre währte dagegen sein öffentliches Wirken. Einer der großen Heiligen der frühen Kirche, Hippolyt von Rom, hat dies im dritten Jahrhundert so formuliert: „Damit man nicht meint, er (Jesus) sei anders als wir, nahm er Arbeit auf sich, wollte hungern, weigerte sich nicht zu dürsten, gab sich dem Schlaf hin, lehnte das Leiden nicht ab, unterwarf sich dem Tod und tat die Auferstehung kund“ (Lektionar zum Stundenbuch I/1 S.129). Auch Maria musste Windeln waschen und Josef musste mit harter Arbeit das tägliche Brot für die Heilige Familie verdienen. Jesus war sicher wie jedes andere Kind manchmal krank und

hat all dies durchgemacht, was jeder Mensch normalerweise zu ertragen hat. Er hat selbstverständlich auch schon früh in der Werkstatt von Josef mitgearbeitet. In der Mosbacher Sankt-Josefs-Kirche, in der ich 1960 meine Primiz feiern durfte, sieht man über dem Hochaltar die Werkstatt von Nazareth mit Josef und Jesus und den Satz: „Sanctificasti vitam et laborem = Du hast das Leben und die Arbeit geheiligt“.

Wie werden Leben und Arbeit heilig? Ganz einfach dadurch, dass wir sie mit allen Höhen und Tiefen aus Gottes Hand annehmen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat ein ganzes Kapitel dem Thema der „Allgemeinen Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“ gewidmet (Lumen gentium 39-42). Die Väter des Konzils legten großen Wert darauf festzustellen, dass man nicht nur dadurch heilig werden kann und soll, dass man in ein Kloster eintritt, sondern „in jedweden Lebensverhältnissen“ (LG 40). Die Gläubigen, so heißt es weiter, „werden in ihren Lebenslagen, ihren Pflichten und Verhältnissen und durch dies alles von Tag zu Tag mehr geheiligt, wenn sie alles aus der Hand des himmlischen Vaters im Glauben entgegennehmen und mit Gottes Willen zusammenwirken und so die Liebe, mit der Gott die Welt geliebt hat, im zeitlichen Dienst selbst allen kund machen“. Im Einzelnen bedeutet dies: „Die christlichen Eheleute und Eltern müssen auf ihrem eigenen Weg in treuer Liebe das ganze Leben hindurch einander in der Gnade Halt und Stütze sein.“ Jene aber, „die ... arbeiten müssen“, sollen „durch die menschliche Arbeit sich selbst vollenden, das Wohl der Mitbürger fördern und die ganze Gesellschaft und Schöpfung höherführen ... Die Armen, Schwachen, Kranken und von verschiedener Mühseligkeit Bedrückten oder die um der Gerech-

tigkeit Willen Verfolgten sollen sich in besonderer Weise mit Christus in seinem Leiden für das Heil der Welt zu vereinigen wissen“ (LG 41). Maria, Josef und Jesus haben das alles dreißig Jahre in Nazareth getan. Auch wir sind dazu genau so wie die „Heilige Familie“ von Gott berufen. – Was aber macht uns fähig, dem Ruf Gottes zur Heiligung des alltäglichen Lebens zu folgen? Dazu weisen uns die Lesungen des heutigen Festes den Weg mit der Aufforderung:

2 In der Liebe Christi und in seinem Frieden bleiben

Paulus ruft den Christen der Gemeinde in Kolossä zu: „Ihr seid von Gott geliebt, seid seine auserwählten Heiligen. Darum bekleidet euch mit aufrichtigem Erbarmen, mit Güte, Demut, Milde, Geduld! Ertragt euch gegenseitig, und vergebt einander, wenn einer dem anderen etwas verzuwerfen hat. Wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr! Vor allem aber liebt einander, denn die Liebe ist das Band, das alles zusammenhält und vollkommen macht“ (Kol 3,12-14). Genau das nehmen sich Mann und Frau vor, wenn sie bei der kirchlichen Trauung einander versprechen, sich die Treue zu halten „in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit, bis der Tod uns scheidet“. Das alles vermögen wir, wenn wir aus der Liebe Christi leben, der für uns sein ganzes Leben bis hin zum Tod am Kreuz hingegeben hat. Dann bleiben wir im „Frieden Christi“, wie uns Paulus ans Herz legt: „In eurem Herzen herrsche der Friede Christi; dazu seid ihr berufen als Glieder des einen Leibes. Seid dankbar!“ (Kol 3,15). Dieser Friede wiegt schwerer, als alles, was uns bedrücken kann. Dazu sollen wir uns gegenseitig ermutigen: „Das

Wort Christi wohne mit seinem ganzen Reichtum bei euch. Belehrt und ermahnt einander in aller Weisheit! Singt Gott in euren Herzen Psalmen, Hymnen und Lieder, wie sie der Geist eingibt, denn ihr seid in Gottes Gnade.“ An anderer Stelle sagt er einmal: „Es fehlt euch „keine Gnadengabe, während ihr auf die Offenbarung Jesu Christi, unseres Herrn wartet“ (1 Kor 1,7). Wir brauchen also keine Angst zu haben, vor nichts, was uns treffen mag. Denn das Entscheidende ist bereits geschehen: Wir dürfen in der Liebe Christi und in seinem Frieden leben und bleiben.

Dieser Glaube soll uns besonders im Blick auf den Beginn eines neuen Jahres ruhig, zuversichtlich und dankbar machen: Nichts, so sagt Paulus im Brief an die Römer, was irgendwo in der Welt passiert, kann uns „scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 8,39). Und deshalb vermögen wir auch das zu tun, was der Apostel uns heute in der Lesung sagt: „Alles, was ihr in Worten und Werken tut, geschehe im Namen Jesu, des Herrn. Durch ihn dankt Gott dem Vater!“ (Kol 3,17). Wenn wir das versuchen, und dazu gibt uns Gott ja die Gnade, dann wird auch das neue Jahr für uns ein Jahr des Heiles. Jesus hat uns vorgelebt, dass es nötig ist, dazu immer wieder das Antlitz des Vaters im Gebet zu suchen. Mehrfach heißt es, er habe die ganze Nacht im Gebet verbracht. Seine Jünger, die spürten, wie sehr ihn die Kraft des Gebetes trug, baten ihn einmal: „Herr, lehre uns beten!“ (Lk 11,1). Wir kennen die Antwort Jesu: Er lehrte seine Jünger und uns zu beten: „Vater unser im Himmel“. Auch wir sollten keinen Tag im Jahr vergehen lassen, ohne das Antlitz des Vaters im Gebet zu suchen. Am besten gelingt das am Abend, wenn wir vor Gott noch einmal über den Tag nachdenken: Gott für alles Gute danken, das er uns geschenkt hat, ihn um Vergebung bitten für das, was nicht gut war, ihm all die Menschen anempfehlen, mit denen wir verbunden sind, für deren Heil und Wohl wir beten. Dann dürfen wir auch dieses Jahr als ein Jahr unseres Lebens aus Gottes Hand annehmen, in der Liebe Christi und in seinem Frieden bleiben. Dies wünschen wir einander von Herzen. Amen!

*Predigt am Fest der
Heiligen Familie, vom 31.12.2017*

Eduard Werner:

Arnaud Beltrame – ein Held unserer Tage



Ganz Europa ist vom Terrorismus bedroht. Und zugleich schwächt eine tief sitzende Dekadenz die Widerstandskraft der Völker.

Dass jedoch die westliche Welt nicht total verloren ist, zeigt uns die selbstlose Tat des französischen Polizeioffiziers Arnaud Beltrame vom 23. März 2018 in Trebes in Südfrankreich. Dort hatte ein islamischer Terrorist einen Supermarkt überfallen und Geiseln genommen. Zwei Geiseln waren bereits tot. Trotz dieser gefährlichen Lage stellte sich der Polizeioffizier Beltrame als Austauschgeisel zur Verfügung, um die Gefangenen frei zu bekommen. Als die Gefangenen gerettet waren, zielte der Terrorist auf den nun wehrlosen Polizisten und brachte ihm eine Schussverletzung bei, an der er später im Krankenhaus starb. Der selbstlose Einsatz dieses Polizeioffiziers fand auch in Deutschland Beachtung und Bewunderung. Bischof Voderholzer von Regensburg sagte in einer spontanen Gedenkfeier: „Inmitten der Hölle dieses Geschehens blitzt ein Licht auf, das in seiner Größe und Menschlichkeit sprachlos und andächtig macht und für mich etwas vom Ostergeheimnis sichtbar macht.“ Der Bischof führte weiter aus, Beltrame sei ein Mann, der in vollem Bewusstsein der möglichen Konsequenzen für jemand anderen sein eigenes Leben einsetzt. Beltrame tat ja mehr, als das Dienstrecht von ihm verlangte. Nach dem Zeugnis seines Seelsorgers, Pater Jean-Paptiste von der Abtei Lagrasse, war Beltrame ein praktizierender Katholik. Er war bereits zivilrechtlich verheiratet und wollte am 9. Juni die kirchliche Eheschließung feiern. Nun kam es nicht mehr dazu. Pater Jean-Paptiste spendete dem bereits bewusstlosen Beltrame die Krankensalbung und den Apostolischen Segen. Pater Jean-Paptiste erklärte auch, dass Beltrame seinen Mut zum entschlossenen Handeln nur aus seiner religiösen Grundhaltung haben konnte. Er kannte ja das Wort, das Jesus im Abendmahlsaal gesprochen hatte: „Niemand hat eine größere Liebe als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde.“ Nun waren die Geiseln in der Hand des Terroristen zwar nicht die persönlichen Freunde des Polizisten. Aber mit Menschen in Not empfand er sich immer freundschaftlich verbunden und verpflichtet. Als die Mutter des Polizisten in einer Radio-Durchsage hörte, dass sich ein Polizist zum Austausch von Geiseln zur Verfügung gestellt hat, dachte sie sofort: „Das ist mein Arnaud!“ Die Mutter kannte den edlen Charakter ihres Sohnes. Sein Kampf war ein Kampf zwischen der Hölle des Terrors und christlicher Opferbereitschaft. Ist dieser heldenhafte Einsatz von Arnaud Beltrame ein Hoffnungszeichen für die religiöse Überlebenskraft des Westens in unserer Zeit? Wahrscheinlich schon. Denn auch in der gewiss dekadenten Spätantike waren es auch nur einzelne Menschen, die zum Martyrium für ihren christlichen Glauben bereit waren. Und sie haben trotzdem das Christentum gegen eine heidnische Übermacht durchgesetzt. Heute ist es nicht anders. □

Syrien – Kontrast zwischen Realität und Medienbericht

Besuch bei syrischen Christen

Syrien ist wohl zur Zeit das Land, das mit dem Kreuz Christi am tiefsten verbunden ist.

Mit zwei Priestern, die schon dreimal in Syrien waren, bin ich für zwei Wochen dorthin gefahren. Wir wollten ein bisschen unsere Solidarität mit den dortigen Christen bekunden, auch etwas materielle Hilfe bringen und vor allem die dortige Situation und das Glaubensleben kennenlernen.

Etwa 10 % der Bevölkerung sind Christen (ca. 2 Millionen). Von den Christen sind 60 % syrisch-orthodox, 40 % Katholiken. Es gibt 7 verschiedene katholische Kirchen, die alle einen anderen Ritus haben, aber mit Rom verbunden sind (die größte katholische Gruppe sind die Melkiten, griechisch-katholisch, 70 % - 80 %).

Dank der vielen Beziehungen meiner beiden Mitbrüder haben wir wohl zehn Bischöfe im ganzen Land besucht. Für mich war erstaunlich, dass sich alle persönlich gut kannten, dass es ein unkompliziertes ökumenisches Miteinander – ohne Vermischung der Glaubensunterschiede – gibt und dass sich alle einig sind in der Beurteilung der kirchlichen und der staatlichen und gesellschaftlichen Situation.

Wir haben alle diese Orte besucht, von denen wir hier immer in den Nachrichten hören: Damaskus, Homs, Aleppo, Maalula, Seydnaya ...

In Damaskus haben wir beim armenisch-katholischen Bischof gewohnt. Die Altstadt ist das Christenviertel. Der hl. Paulus schreibt viel darüber. Vor Damaskus hat er seine Bekehrung erlebt (dort steht heute eine Kirche mit der Darstellung, wie er geblendet vom Pferd fällt); dann erwähnt er das Stadttor und die ‚Gerade Straße‘, die heute noch so heißt. Er berichtet, dass er in das Haus des Hannanias gebracht wird, wo er im christlichen Glauben unterwiesen

wird – dieses Haus haben heute die Franziskaner; es ist eine Kirche, wo das Allerheiligste zur Ewigen Anbetung ausgesetzt ist. Dann erzählt der hl. Paulus, dass ihm dort die Juden nach dem Leben trachteten und er in einem Korb an der Stadtmauer herabgelassen wurde, um zu fliehen. An dieser Stelle ist heute ebenfalls eine Kirche und ein großes Kinderheim, das von Ordensschwestern geleitet wird. Die christliche Altstadt hat unwahrscheinlich viele Kirchen, überall gibt es Bildstöcke, Kreuze, Bilder von der Muttergottes und anderen Heiligen, viele kleine Gässchen mit vollen Geschäften und Märkten – so wie man sich den Orient vorstellt. An das Christengebiet schließt sich das Schiiten-Viertel an; öfter gibt es Sicherheitskontrollen. In diesem Viertel steht die Omajaden-Moschee (früher eine altchristliche Basilika), in der das Grab des hl. Johannes des Täufers hochverehrt wird. Überall werden wir als katholische Priester erkannt und mit großer Freundlichkeit willkommen geheißen. So beten auch wir am Grab dieses großen Heiligen und besuchen noch mehrere

andere Moscheen. Das Verhältnis mit den Muslimen ist ganz unkompliziert, wie uns später auch der Nuntius Kardinal Zenari erklärt – nirgendwo erregt es Anstoß, wenn er als Kardinal mit roter Kopfbedeckung und Brustkreuz Moscheen besucht. Jahrhundertlang konnten Christen und Moslems miteinander auskommen, bis sich vor einigen Jahren eine sogenannte Demokratiebewegung bildete, die plötzlich auch noch irgendwoher Waffen hatte.

Nachdem wir beim gastfreundlichen armenisch-katholischen Bischof Quartier bezogen haben, merken wir, dass wir ein bisschen in der Falle sitzen. Der Bischof hat Angst, dass auch uns etwas passieren könnte, denn im Moment sei die Lage sehr gefährlich, er traue sich schon nicht mehr aus dem Haus. Etwa 1½ km entfernt schießen die „Rebellen“ aus einem anderen Stadtviertel von Damaskus, das vom Militär abgeriegelt ist, Granaten in die Altstadt, Tag und Nacht, und oft sterben Menschen in den Straßen. Man hört die Einschläge, und einige Male werde ich nachts wach, weil sogar das Bett wackelt. Auf



der gegenüberliegenden Straßenseite zeigt uns der Bischof ein neu eingebautes Fenster: in der Silvesternacht 4.30 Uhr schlug eine Granate ein und tötete den 40jährigen Mann im Bett. Teile der Granate schlugen zurück auf das Bischofshaus, zerbrachen die Fensterscheiben, zerschlugen einige Fliesen auf dem Hof und spalteten die Eingangstür. Der Bischof hatte den Mann gekannt, der wohl schon eine Vorahnung fühlte und dem Bischof gesagt hatte: ich habe schon alles organisiert: zur Beichte gekommen, ein Grab gekauft, zwei Bäumen gepflanzt, alles verschenkt.

Die armenisch-katholische Schule beim Bischofshaus hat 460 Schüler; aber am 29.01. kamen aus Angst nur 30 zur Schule. Der Priester und Schulleiter im Haus zeigte uns in seinem Glasschrank all die Granaten, die er auf dem Schulgelände eingesammelt hat. Auch in der Schule sind Kinder bei dem Granatenbeschuss gestorben. Viele schreckliche und traurige Schicksale haben wir gehört und gesehen.

In einem von den drei katholischen Krankenhäusern in Damaskus besuchten wir die 17jährige Christine, die bei dem Raketenbeschuss ein Bein verloren hatte. Die Eltern waren da, Verwandte, ein Arzt, eine Ordensschwester, und wir alle waren zu Tränen gerührt, als sie uns sagte: es ist schwer, aber ich bin Christ, ich verzeihe!

Überall, wo Leute in der Stadt durch die Granaten umgekommen sind, stellt man zum Gedenken Fotos auf, allein an einer Stelle bei der

Stadtmauer mehr als 20. Wir konnten die Flugzeuge sehen, die die Stellungen der „Rebellen“ bombardierten, von wo aus die Granaten abgeschossen werden – aber sie hatten wohl wenig Erfolg. Morgens sahen wir immer vor dem Frühstück mit dem Bischof „Euronews“: ‚Assad bombardiert sein Volk!‘ Der Bischof fasste sich immer nur an den Kopf und sagte: Hollywood. Offensichtlich wird hier von den sogenannten freien Medien ein gewaltiger Propagandakrieg geführt.

Also, wir mussten unsere Angst überwinden, um auf die Straße zu gehen und Besuche zu machen.

Wahrscheinlich waren wir die einzigen Ausländer im Land; öfter wurden wir freundlich angesprochen von ganz einfachen Leuten auf der Straße, die uns als Helden bewunderten und sich bedankten, dass wir ein Zeichen setzen, dass sie nicht vergessen sind.

Ganz wichtig war der Besuch beim syrisch-orthodoxen Patriarchen; er hat ganz offen mit uns gesprochen und uns sehr geholfen, z.B. um auch nach Maalula zu kommen, in gesperrte Gebiete. Er war so erfreut über unseren Besuch, dass wir am Abend unser Foto auf der Internetseite des Patriarchates sehen konnten: Delegation der Katholischen Kirche aus Deutschland beim Patriarchen.

Zusammenfassend könnte man die Lage so beschreiben – und alle Bischöfe sehen das genauso:

1. Nur wenige von den westlichen Bischöfen kommen uns besuchen (das ist unsere große Frustration), auch nicht, als vor Jahren die

Lage noch nicht so gefährlich war; niemand möchte gegen die ‚political correctness‘ verstoßen, die von den westlichen Mächten diktiert wird: Assad muss weg!

Der Patriarch sagte, dass er und viele andere Bischöfe mehrmals im Jahr im westlichen Ausland sind und Einladungen machen: kommt doch, geht auf die Straßen und spricht mit den Leuten, den Christen usw. ihr müsst ja nicht mit Assad sprechen! – nein, sie kommen nicht.

2. Man kann im Westen sagen, was man will, man hat keine Chance; der Patriarch zeigte uns ein Interview, das er in Berlin einer deutschen Zeitung gegeben hat – die Zeitung machte dann als Überschrift: Assads frommer Gesandter. Der chaldäisch-katholische Bischof in Aleppo sagte uns, dass er nach einem Interview im Westen gefragt wurde, wieviel Assad ihm dafür bezahlen würde. So auch viele andere Bischöfe.

3. Öfter wurden wir gebeten, ob wir nicht unsere Bischöfe positiv beeinflussen könnten... und diese dann die Regierung ... Es ist ganz offensichtlich, dass man sich nicht für die Realität in Syrien interessiert, sondern absichtlich die Öffentlichkeit manipuliert.

Der Besuch beim Nuntius war ebenfalls sehr erfreulich. Er spricht fließend deutsch, hatte früher in der Nuntiatur in Bonn gearbeitet, der einzige Kardinal in Syrien.

Auch in sein Haus war 2015 eine Granate eingeschlagen, hatte aber

Seine Heiligkeit Patriarch Mor Ignatius Aphrem II. empfing eine Delegation der katholischen Kirche in Deutschland im Patriarchat in Bab Touma, Damaskus. Die Delegation ist zu einem humanitären Besuch in Syrien. Fr. Peter Fuchs aus München, Fr. Stefan Dreher aus Stuttgart und Fr. Michael Theuerl aus Berlin. Seine Heiligkeit begrüßte die Gäste und besprach mit ihnen Fragen bezüglich der aktuellen Situation in Syrien und der humanitären Arbeit des Patriarchats, um den von der gegenwärtigen Krise betroffenen Menschen zu helfen. An dem Treffen nahm der verehrte Raban Joseph Bali, Direktor des Patriarchalsekretärs und des Medienbüros, teil.



keinen Personenschaden angerichtet. Er bedauerte ebenfalls, dass der Westen ein falsches Bild von Syrien hat; er selbst und auch andere Bischöfe schreiben regelmäßig Lageberichte – wenn man will, kann man sich über die Realität informieren. Leider haben vor Jahren alle westlichen Botschaften (außer Tschechien und Vatikan) geschlossen – von wo will man Informationen bekommen?!

Der Nuntius meinte, ein friedliches Zusammenleben von Christen und Moslems sei möglich, Syrien sei ein gutes Beispiel. Die Christen in Syrien haben eine überdurchschnittlich große Präsenz von Schulen, Krankenhäusern, Altersheimen, Kinderheimen ... hier zeigt man, dass die christliche Nächstenliebe allen gilt, und das ist hoch geschätzt bei der muslimischen Bevölkerung.

Die drei katholischen Krankenhäuser in Damaskus standen vor dem ‚Aus‘, so der Nuntius (zwei Drittel aller Ärzte sind im Ausland, Geldprobleme, medizinisches Personal), aber morgen wird er auf der Versammlung mitteilen können, dass er im Vatikan erreicht hat, dass alle drei Krankenhäuser bleiben können und unterstützt werden.

Der Nuntius sagte, dass schon vor einigen Jahren die Bischöfe nach Westen geschrieben hätten, dass man die Leute nicht abwerben soll. Er sagt immer: man muss die Freiheit akzeptieren, aber wenn du gute Arbeit hast und nicht von Bomben bedroht bist, dann hast du auch von Gott her eine Verantwortung für das Land. Er sagte, zuerst ist die Oberschicht weg, dann die Mittelschicht, die Armen

bleiben. Jetzt ist noch die Angst der Jungen, ins Militär eingezogen zu werden. Aber der Weggang ist auch der Tod der Kirche. Wen sollen die Mädchen heiraten?

Zu den Flüchtlingslagern in Deutschland meinte er, man könne nicht Christen und Muslime gemeinsam unterbringen. Auch in Deutschland würde es noch viele Probleme geben.

Als Nuntius fühlt er sich sehr anerkannt von allen. Mit den Muslimen gibt es gute Beziehungen, ebenso mit der Regierung. Schon der Vater von Assad gab den Minderheiten Privilegien. Die Kirche bekommt auch finanzielle Hilfen, es herrscht Religionsfreiheit. An christlichen Feiertagen Weihnachten und Ostern hat das ganze Land arbeitsfrei! Die Regierung anerkennt eine eigene kirchliche Gesetzlichkeit, d.h. z.B., dass christliche Eheschließungen auch staatlich anerkannt sind.

Nach ein paar Tagen sind wir nach Aleppo aufgebrochen. Die Autobahn bis Homs ist frei; dann gibt es eine große Umleitung, weil die Straße nicht sicher ist (insgesamt 5 Stunden). Wir fahren die Verteidigungslinie entlang. Mal rechts, mal links sind die befestigten Anlagen mit Panzern, schweren Geschützen und Soldaten in regelmäßigen Abständen zu sehen. Rechts und links liegen ausgebrannte PKW's, Busse, Tankautos, LKW's. Wir fahren durch zerstörte Dörfer. Öfter gibt es Kontrollen. Auf dem Weg nach Aleppo erfahren wir, dass in der Nacht durch die Mörsergranaten der „Rebellen“ in Damas-

kus neun Menschen gestorben sind und es viele Verletzte gegeben hat.

In Deutschland hat man eine falsche Vorstellung, wenn man meint, überall im Land tobe ein „Bürgerkrieg“. Dem ist nicht so; nur in einzelnen kleinen Gebieten herrschen die „Rebellen“; abgeriegelt durch das Militär. Sonst trifft man überall im Land ein normales Leben an. Zur Sicherheit haben einzelne Ortschaften eine Art ‚Bürgerwehr‘ gegründet – so kann die syrische Armee andere Aufgaben wahrnehmen. Große Strecken des Weges nach Aleppo werden von der Hisbollah kontrolliert; auch von denen werden wir als Priester aus Deutschland freundlich begrüßt.

Wenn man nach Aleppo hineinfährt, dann kommt man zuerst durch ein völlig zerbombtes Stadtviertel, etwa 20 % der Innenstadt, wo sich die „Rebellen“ verschanzt hatten, wurde bei der Rückeroberung zerstört. Russische Soldaten und Flugzeuge haben mitgewirkt mit der syrischen Armee. Öfter sieht man russische Schriftzeichen; die russischen Soldaten mussten unter Lebensgefahr alle Häuser durchsuchen, weil die „Rebellen“ beim Rückzug überall Minen und Fallen gelegt hatten. Wenn ein Haus durchsucht war, schrieben die Russen auf die Wand ‚min njet‘, und die Leute konnten zurück in ihre Häuser.

Wir besuchten den ausgebombten melkitischen Bischof in seiner provisorischen Residenz in einer Stadtwohnung. Er beklagte, dass jetzt nur noch etwa 200 Familien seiner Pfarrei geblieben sind (er hat 15 Priester), die anderen 50 % sind tot oder

Von li. nach re.: Straßenszene in Aleppo; durch den Krieg zerstörte Häuser in Homs; Landschaft in der Nähe von Damaskus



geflohen. Sechs Bomben haben seine Kathedrale getroffen, Wohnungen, Verwaltung, Schule ... Wie alle Bischöfe sieht er die Rolle Rußlands sehr positiv: Hätten sie und der Iran nicht interveniert, wir wären schon längst Kalifat, Gottesstaat mit Scharia. Im Alter von 74 Jahren hat der Bischof aber nicht den Mut verloren, überall hat er Projekte: Schulen, Berufsausbildung, eine großangelegte Rückrufaktion aus dem Ausland – wer zurückkommt, erhält Wohnung (er hat zwei große Wohnblocks gekauft), Startkapital, Rückreisegeld, Ausbildung usw. etwa 25 Familien seien bisher gekommen (auch andere Bischöfe und der orthodoxe Patriarch führten solche Aktionen durch). Man muss den jungen Leuten Hoffnung geben, so sagt der Bischof immer, und sich nicht vom ‚mainstream‘ beeinflussen lassen. So hat er auch eine Schule mit 525 Schülern gegründet, eingebaut unter einer großen Kirche, geleitet von seinem Sekretär, der uns alles zeigte, auch die zerstörte Kathedrale und Residenz. Er erzählte uns, dass plötzlich nachts die Terroristen kamen, auch durch die Gullis, überall Granaten warfen, er aufwachte, schnell zum Bischof wollte, aber nicht mehr bemerkte, dass die Treppe schon weggebombt war – so fiel er in die Tiefe, verlor ein Auge, wurde mit Bischof und anderen aus den Trümmern von der syrischen Armee in Sicherheit gebracht und wachte nach einer Operation wieder auf. Er ist ein ganz lebenslustiger Priester, und wenn er sich an den Kopf fasst, sagt er immer scherzend: alles Plaste!

Ganz in der Nähe, am Rand der Zerstörung, neben der Kathedrale, besuchten wir eine andere Schule, 330 Schüler, von zwei Ordensschwestern geleitet. Oft wurden sie von den anderen Schwestern bedrängt: warum bleibt ihr bei den Bomben? Sie antworten dann immer: Ich kann doch nicht meine Kinder allein lassen!

Hoch in Ehren stehen die Salesianer Don Boscos wegen ihrer vielen Berufsausbildungsstätten, und die Franziskaner: In der Innenstadt haben sie eine große schöne Kirche – eine lebendige Gemeinde. Hier habe ich immer um 18 Uhr die hl. Messe mitgefeiert, alles in Arabisch bis auf meinen kleinen Anteil deutsch im Meßkanon. Vor der hl. Messe wird der Rosenkranz gebetet, ungefähr 60 Leute kommen zur Abendmesse (früh ist noch eine hl. Messe um 7.30 Uhr, ebenfalls gut besucht). Einige eifrige jugendliche Ministranten kommen wochentags morgens und abends zur hl. Messe. Am 2. Februar (Mariä Lichtmess) waren wohl an die 250 Gläubige zur hl. Messe mit Kerzenweihe gekommen. Einer der vier dortigen Franziskaner lobte seine Leute: niemand hat den christlichen Glauben verraten, eher ist man bereit zu sterben. Seit Weihnachten 2016 ist die Stadt befreit, die ISIS-Terroristen aus den äußeren Stadtvierteln vertrieben, aber mehrere Priester und auch zwei Bischöfe sind entführt, von denen man keine Information hat.

Es gibt noch eine andere Unternehmung der Franziskaner. Etwas außerhalb, Richtung Stadtrand, in der Nähe der Uni haben sie ein 100.000m² großes Grundstück. Sonntags kom-

men manchmal 7000 Christen aus ganz Aleppo zusammen. Es gibt ein kleines Schwimmbad, Fußball- und Volleyballfelder, die Leute bringen etwas zum Essen mit, manche grillen ... alle kennen sich, halten zusammen, geben Informationen und Hilfen weiter, neue katholische Familien entstehen ...

In Aleppo – so wird uns gesagt – ist es Tradition, dass alle Priester aller katholisch-orientalischen Kirchen unverheiratet sind (selbst in den Kirchen, wo man heiraten dürfte). Die Leute hier würden das nicht akzeptieren, sagt man, Aleppo sei eben etwas Besonderes.

Unangemeldet besuchten wir am 2. Februar auch noch den chaldäisch-katholischen Bischof, einen Jesuiten, für 1 ½ Stunden. Es war kalt, wir saßen da in Mänteln, draußen auf den Straßen liefen die Notstromaggregate. Wie immer wurden wir herzlich bewirtet.

Dieser Tag war besonders traurig, weil in der Stadt 21 Menschen bei einem Bombenangriff der Terroristen starben. Dieser Bischof war der Caritas-Bischof für Syrien; er berichtete von einer großen Hilfe aus Polen für Heizung und Lebensmittel, aber leider auch davon, dass westliche kirchliche Organisationen die Terroristen unterstützen. Als er dahinterkam, hat er versucht, das zu unterbinden, und man ist auch wohl bereit einzulenkten. Er betont, dass jetzt immer drei Dinge wichtig sind: Essen, Bildung, medizinische Projekte. Geld sei nicht das Wichtigste, sondern der Frieden.

Die Baath-Partei, die im Lande regiert, ist in den 40iger Jahren von



einem Christen (Michel Aflaq) und einem Moslem (Salahadin al-Bithar) gegründet worden. Man hatte die Idee und Konstruktion von einem laizistischen Staat, in dem auch alle Religionen Platz haben dürften, es aber keinen Gottesstaat geben sollte – also die Trennung von weltlicher und geistlicher Macht. Und genau einen von diesen weltlichen Staaten, wo die Christen leben konnten, haben die Amerikaner destabilisiert mit der Lüge, Saddam Hussein, habe chemische Massenvernichtungswaffen, was der Vorwand für den Irak-Krieg war und praktisch dazu geführt hat, das Land durch Verfolgung und Vertreibung christenfrei zu machen. Diese vielen Chaldäer sind dann nach Syrien geflüchtet, aber der Bischof hat nur geringe Hilfsmöglichkeiten, seine Christen zu halten, weil diese durch ihre negative Erfahrung sehen, dass man jetzt versucht, auch Syrien zu destabilisieren – und deshalb zie-

hen die Massen lieber gleich weiter nach Westen.

In Aleppo befindet sich in einer Moschee das Grab des hl. Zacharias, Vater von Johannes dem Täufer, das ebenfalls sehr verehrt wird. Aber alles lag in Kriegstrümmern, und weil schon der Wiederaufbau begann, wurden wir nicht vorgelassen. Am 4.2. besuchten wir Homs, das durch die Rückeroberung von den Terroristen zu 100 % zerstört war. In den Ruinen leben Leute, weil es nichts anderes gibt. Hier wurde ein ausländischer Jesuitenpater (Frans van der Lugt) Märtyrer, der seinen Tod schon vorhergesagt hatte. Die kleine syrisch-katholische Gemeinde war nach der hl. Messe zum Kaffee versammelt. Man sagte uns, es seien leider nur 60 nicht vollständige Familien übriggeblieben. Ebenfalls nach der hl. Messe erzählte uns der syrisch-orthodoxe Bischof von Homs beim Gemeindekaffee, dass beim

Angriff der Terroristen 100 Kinder seiner Schule getötet wurden, viele, besonders junge Leute, sind weg. Aus seiner Gemeinde Homs schätzt dieser Bischof, dass es 400 bis 500 Märtyrer gebe; niemand könne das genau sagen, weil ja auch viele verschleppt seien.

Die melkitische Kathedrale in Homs ist schon wiederaufgebaut. Eine halbe Stunde nach der Messe wurde sie damals bombardiert – gottseidank waren schon alle zuhause. Überall ist der Aufbau im Gange, aber überall sieht man die Zerstörungen, besonders auf den Gesichtern der Ikonen. Auf unserer Fahrt weiter nach Seydnaya zum syrisch-orthodoxen Priesterseminar, wohin uns der Patriarch für ein paar Tage eingeladen hatte, hörten wir immer wieder Gefechtslärm, Raketen und Schüsse.

Im orthodoxen Priesterseminar Seydnaya, ca. 30 km nördlich von Damaskus, studieren Seminaristen aus aller Welt, dort befindet sich auch ein großes Kinderheim, die Kathedrale des Patriarchen mit den Gräbern seiner Vorgänger, ein Gästehaus, ein Kloster, eine im Aufbau befindliche Universität, ein Jugendzentrum, eine unterirdische Kirche mit einem Reliquienteil des Gürtels der Gottesmutter, der in Homs aufbewahrt wird. Einer der dortigen Mönche war 118 Tage in der Gewalt der Terroristen, von ISIS entführt. Eine Stunde lang erzählte er uns auf Bitten seine schrecklichen Erlebnisse. 75% der Terroristen waren Einheimische, 25% Deutsche, Franzosen, Amerikaner, Tunesier, Marokkaner – die Fremden waren besonders brutal und gefährlich. Es endete ganz eigenartig, er sagte, obwohl er oft mit dem Tod bedroht wurde, habe er alle Tage nicht nur die Nähe Gottes gespürt, sondern er konnte direkt die Hände Christi fühlen, die ihn berührt und gehalten haben.

Für den 5.2. hatte uns der Patriarch eine Fahrt nach Maalula organisiert. Wegen der gefürchteten Angriffe ist auch der Weg dorthin schon militärisches Sperrgebiet. Maalula war eine wunderschöne Stadt, eingebettet in die Berge, viele Einsiedler lebten früher in Felshöhlen, alles war von Christen besiedelt, die bis heute noch aramäisch, die Sprache Jesu, sprechen, weltweit einzigartig.

Hier lebte die hl. Thekla – eine ganz fromme urchristliche Gegend



Frau mit Kind aus Syrien in einem Flüchtlingslager im Libanon

bis heute. Im Kloster der hl. Thekla führten Schwestern ein großes Kinderheim, das sich wunderschön an die Berge anschmiegt. Aus vielen Ländern kamen Pilger nach Maalula zur Wunderquelle der Gottesmutter, zur hl. Thekla ... ganz oben befindet sich die älteste noch in Gebrauch befindliche Kirche mit dem ältesten Altar der Welt ... dann kamen für vier Monate die Terroristen, viele Einwohner starben, die Schwestern wurden entführt, ein abgrundtiefer Hass gegen Christen brach sich Bahn; wenn man die Ikonen nicht ganz zerstören konnte, schoss oder kratzte man ihnen die Augen aus, selbst im Hof versuchte man mit Hammerschlägen die in Stein gemeißelten Kreuze zu zerbrechen ... traurig und still gingen wir betend die Wege ab, wo einmal blühendes Leben war, irdisches und ewiges. Nach uns schloss man das zerstörte Kloster wieder ab.

Bei der oberen ältesten melkitischen Kirche sagte man uns, diese Gemeinde habe einmal 7000 Familien gehabt, jetzt seien vielleicht noch 1000 Einzelpersonen am Ort.

In einem Laden haben wir noch etwas zu Essen gekauft; Leute erzählten, dass früher nur Christen in Maalula waren, aber dann dachte man, man müsse auch armen Moslems helfen und nahm einige auf – diese wurden dann zu Verrätern und zeigten den Terroristen die Wege in die Stadt. Nach der Rückeroberung durch die syrische Armee seien sie nach Deutschland gegangen – Wahrheit oder Legende? Auf jeden Fall sehr traurig!

Nach unserem deprimierenden Ausflug nach Maalula wurden wir in ein Restaurant zurückgefahren, wo der Patriarch, noch ein Bischof und einige Begleiter uns zum Mittagessen einluden – so kamen wir auf positive Gedanken. Der Patriarch ist ein Mensch, ganz bodenständig, realistisch, der aber immer Optimismus, Hoffnung ausstrahlt, Ideen hat und voller Tatendrang ist. Nach dem Essen ging er mit uns auf Exkursion. Zuerst fuhren wir mit drei Autos zu einem Rohbau: das wird ein Kinderheim, dann weiter zu einer anderen Baustelle, wo er uns mutig auf den Brettern, Talar hochgekremgelt, voringang: das wird ein Kloster für 20 Mönche, dann fuhren wir zu einem Kloster. Hier machen wir immer mit dem Präsidenten die Jugendtreff-



Karin Maria Fenbert, Schwester Annie Demerjian und eine ehrenamtliche Mitarbeiterin in Aleppo

fen; so machen hier die Mönche die Seifen, die Kerzen, die Marmelade (alles konnte er zeigen und erklären, sogar die verschiedenen Bäume, was wächst und wie das verarbeitet wird), das hier ist die Hühnerfarm ... dann gab es noch Tee zusammen mit den Mönchen und wir fuhren nach Hause.

Wir erfuhren, dass die Regierung alle Minderheiten unterstützt, nicht nur die Christen, sondern auch die Drusen, die Ismaeliten, die Schiiten usw. und dass der Präsident regelmäßig die Kinderheime, Krankenhäuser, Sozialeinrichtungen besucht.

Ich hatte gehört, dass es einen Rückruf und auch eine Wiedereingliederungshilfe (auch finanziell) für Terroristen gäbe; der Patriarch sagte, dass es diese Amnestie und diese Hilfen gibt und auch nicht wenige zurückkommen, aber das seien leider oft nur die Mitläufer und Sympathisanten, aber nicht die eigentlichen Terroristen.

Die Christen sind überall sehr geschätzt, weil sie als ehrlich und zuverlässig gelten – so werden sie auch in der Armee oft mit gefährlichen Aufgaben betraut.

Am 6.2. haben wir so viele Klöster besucht, dass ich den Überblick verloren habe. Ich erinnere mich an Kloster und Berg Cherubim mit einer riesigen Christusstatue, von Rußland geschenkt. Dort sind viele Höhlen, in denen früher Einsiedler gelebt haben. Jetzt ist dort das Militär; nur ein Mönch, mit dem wir dorthin fuhren, ist für ein halbes Jahr im Sommer dort oben. Ansonsten wartet man auf bessere Zeiten.

Aus der Zeit von Kaiser Justinian (um 550) gibt es ein altehrwürdiges Kloster. Der Kaiser sei auf Jagd gewesen und wollte ein Reh erlegen, das sich in die Mutter Gottes verwandelte und ihm befahl, an dieser Stelle ein Kloster zu bauen. Bis heute kommen von überall her Pilger, und bis heute zieht man sich an diesem hl. Ort die Schuhe aus und verweilt in stillem Gebet.

Das Kloster wurde nie zerstört und hat auch von außen her Ähnlichkeit mit dem zur gleichen Zeit von Justinian erbauten Sinai-Kloster in Ägypten.

Ein anderes Kloster ist Ort der Erscheinung des hl. Georg. Mit einem Mönch gingen wir die Treppe hinab in eine Art Unterkirche/Grotte. Hier haben die Türken vor 100 Jahren zwei unserer Bischöfe umgebracht, die lange hier liegengelassen sind, so sagte unser Begleiter. Auf meine Bemerkung hin, Syrien habe wohl zu allen Zeiten seine Märtyrer, sagte unser Mönch: Ja, Gott sei Dank!

Die letzten Tage unserer Reise haben wir wieder in Damaskus beim armenisch-katholischen Bischof zugebracht. Diesmal war die Lage sehr dramatisch. Es war ganz still in der Stadt, wenige Menschen auf der Straße, die meisten Geschäfte geschlossen. Der Granatenbeschuss aus dem Rebellengebiet wollte Tag und Nacht kein Ende nehmen. Auch die Bombenangriffe der syrischen Luftwaffe auf die Stadtgebiete, von denen die tödlichen Geschosse auf die Zivilbevölkerung der Alt-

stadt abgefeuert wurden, brachten kein Ende der Gefahr. Der Bischof beschwor uns, jetzt nicht aus dem Haus zu gehen, es könne jeden, jederzeit an jedem Ort treffen. Trotzdem haben wir es gewagt. Ich habe die Franziskaner und ihre Kirche besucht; im Jahre 1860 sind während der hl. Messe acht Franziskaner von Moslems getötet worden – die Gebeine der Märtyrer sind zur Verehrung in einem Glassarg ausgestellt. Gemeinsam haben wir die chaldäisch-katholische Kirche besucht und ein wunderschönes orientalisches Hotel in der Nähe; man lud uns ein, kostenlos dort zu wohnen – es kommen keine Gäste. Alle bestätigten uns, dass vor der von außen inszenierten Destabilisierung des Landes alles einen großen wirtschaftlichen Aufschwung genommen hatte, es ging den Leuten gut. Zu Beginn der Regierung Assad (im Jahr 2000) war das durchschnittliche Monatsgehalt 50,- Euro, am Beginn des Krieges 200,- Euro – bei gleichgebliebenen Preisen. Das bestätigten auch meine beiden Begleiter, die Syrien schon lange besuchen.

Sehr interessant war unser Besuch bei der Hilfsorganisation des Patriarchates; fast nur Frauen arbeiten hier, die Männer sind in der Verteidigung. Es ist ein gewaltiges Hilfswerk, untergebracht in einigen wenigen kleinen Zimmerchen: Krankenhäuser, Lebensmittelverteilung, finanzielle Hilfen; Familien, Kinder, alte Leute werden betreut, Berufsausbildung, Studentenförderung, Medikamentenausgabe, Suppenküchen, Schulprojekte ... friedensbildende Maßnahmen, z. B. Sportgruppen, Singgruppen, Clubs für Christen und Moslems, sogar Clubs für alte Leute (Christen und Moslems), die sich zum Schachspielen treffen u. a.

Unterstützung bekommt dieses gewaltige Hilfswerk von vielen Nichtregierungs-Organisationen in aller Welt, z. B. auch von Unicef, CSI, UNDP ... Jedes Jahr kann man den Rechenschaftsbericht im Internet nachlesen. Die Mitarbeiter sagen uns, dass der Patriarch mit seinem unentwegten Engagement und seiner optimistischen Grundeinstellung eine große Hilfe ist, sich ständig für den Aufbau einzusetzen und sich nicht von der traurigen Realität in untätige Depression verbannen zu lassen.

Mehrere Bischöfe konnten wir nicht besuchen – sie waren mit ihren Delegationen der Einladung Rußlands nach Sotchi zur Friedenskonferenz für Syrien gefolgt.

Wir besuchen dann noch die armenisch-orthodoxe Kathedrale und den syrisch-katholischen Bischof, der gut deutsch spricht. Er erzählt uns von einer Begebenheit am letzten Osterfest. Am Nachmittag rief jemand von der Regierung an, ob er der Bischof ist, der für die Mutter-Teresa-Schwestern zuständig sei; der Präsident möchte heute Nachmittag das Altersheim und die Schwestern besuchen, ob er auch kommen könne. Also fuhr er hin, alle saßen im Kreis, auch Frau Assad war mitgekommen und hielt rechts und links den alten Leuten die Hand – eine frohe Runde, in der sich der Präsident auch erkundigte, was man noch im Haus brauchen könnte. Der Bischof erwähnte dann noch, dass es niemals Probleme mit Visas für die Schwestern gäbe; alles wird schnell und unbürokratisch gelöst. Solche Besuche des Präsidenten in kirchlichen Einrichtungen finden regelmäßig und unkompliziert statt, wie es alle Bischöfe berichteten.

Für uns war es sehr traurig, dass man hier im „freien“ Westen ein ganz anderes Bild über Syrien verbreitet, offensichtlich mit einer ganz bestimmten Absicht.

In meinem Bericht habe ich nicht alle Bischöfe erwähnt, die wir besucht haben, nur einige – aber alle geben die gleiche Einschätzung der Lage:

■ In Syrien gibt es Religionsfreiheit, und die Zusammenarbeit mit der Regierung Assad ist sehr gut (in keinem anderen arabischen Land gibt es solche idealen Bedingungen für das Christentum).

■ Präsident Assad und die Regierung unterstützen aktiv alle Minderheiten im Land, auch die Christen.

Bei vielen Gelegenheiten sagt der Präsident ganz offen: die Christen hier im Land sind keine Zugvögel, die kommen und wieder wegfliegen: das hier ist euer Land, ihr, die Christen, wart zuerst hier!

■ Man kann sagen, dass es auch bei den „Rebellen“ weniger radikale Kräfte gibt – nicht alles sind Ter-

roristen. Aber diese zahlenmäßige Minderheit von wenigen Prozent hat keine Einflussmöglichkeit, bei einem Sieg über Assad einen Gottesstaat mit Scharia (Kalifat Syrien) zu verhindern. Die Folge wäre: Flucht und Vertreibung aller Christen. Eine Alternative gibt es nicht.

Die Christen – so könnte man sagen – sind trotz ihrer geringen Zahl das Rückgrat der syrischen Gesellschaft (Bildung, Sozialeinrichtungen, Kultur, internationale Beziehungen usw.). Würde es dem Teufel gelingen, im gegenwärtigen militärischen und Propagandakrieg dieses Rückgrat zu zerschlagen, Syrien christenfrei zu machen, dann könnte man das Land leichter abhängig machen und versklaven, und niemand in der Welt würde mehr davon Notiz nehmen, wie das heute in den anderen arabischen Ländern der Fall ist. Eine schreckliche Vision!

Menschlich gesehen kann man von einer ziemlich trostlosen Situation sprechen: die fehlende Solidarität der Bischöfe und der sogenannten christlichen Länder und Regierungen, die doch eigentlich alle ein Interesse haben müssten, dass verfolgte Christen geschützt werden und es ihnen nicht so ergeht wie in anderen arabischen Ländern. Informationen der syrischen Bischöfe gibt es genug, so dass keiner sich herausreden kann: das haben wir aber gar nicht gewusst. Offensichtlich hat man andere Interessen?!

So wird vermutlich das Leiden der Märtyrerkirche weitergehen, bis zum Ende der Zeiten, wie es der Herr vorausgesagt hat. Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sein Leben verliert?! – so mahnt Christus.

Jeder einzelne ist in die Entscheidung der Nachfolge gerufen. Er kann sich nicht auf andere oder auf besondere Umstände berufen. Es ist für mich eine ganz große Freude gewesen, in Syrien so vielen treuen Glaubenszeugen zu begegnen, die ganz selbstverständlich mit Christus das Kreuz tragen – mit Liebe; und wo die Liebe ist, ist immer auch die Freude! Es ist eine Freude und eine Liebe, die von dort kommt, wo wir zuhause sind. □

„Ein Glas auf Karl Marx!“ – Wirklich?

Am 2. Februar dieses Jahres präsentierte der Bayerische Rundfunk die beliebte Sendung „Fastnacht in Franken“. Durch die Sendung führte zeitweilig ein unverkennbar als Karl Marx verkleideter und geschminkter Büttendredner, ein gewinnender Künstler, dem niemand böse sein kann, dem man bedenkenlos seine Kinder anvertraut. Ein sanfter, liebenswürdiger Revolutionär, umrankt von einem Monument. Es verkörpert Das Kapital, rund zwei Meter hoch.

Vor genau zwanzig Jahren erschien eine Anzeige, betitelt: „Ein Glas auf Karl Marx!“. Sie enthält auch eine scheinbar sachliche Begründung für den Ehrerweis, einige Sätze aus der immensen literarischen Hinterlassenschaft Marxens. Da wird zitiert und gewertet: „Alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ – dieser Anspruch hätte gereicht, um seinen Geburtstag zu feiern.“ Und dann ein weiteres Argument für die Verehrung: „Sympathisch ist uns sein Lebensmotto: ‚De omnibus dubitandum‘, an allem ist zu zweifeln.“

Es folgen die Sätze: „Mehr als 180 Marxistinnen und Marxisten gratulieren Karl Marx zu seinem 180. Geburtstag“ (5. Mai 1998). Die Litanei der Gratulanten beginnt mit Hans-Henning Adler und endet mit Gerhard Zwerenz, dem linken Politiker und Schriftsteller.

Die Parole: „Alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes ... Wesen ist“ wird von allen zitiert, die die lauterer Motive des in Trier geborenen Revolutionärs glaubhaft machen wollen. Und in der

Tat: Diese Worte sind geeignet, die Marxkritiker nachdenklich zu machen. Da lohnt sich genaueres Hinsehen:

Der landauf, landab zitierte Satz steht nicht alleine. Er ist entnommen dem Essay „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ und Teil eines längeren Satzes. Sein Anfang lautet: „Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, dass der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen ...“ Daraus folgt, dass mit den Worten „der Mensch das höchste Wesen für den Menschen“ der Tod Gottes und nicht das Gebot der Brüderlichkeit verkündet werden sollte. Gegen „Brüderlichkeit“, „fraternité“, haben sich die Freunde mehrmals ausdrücklich ausgesprochen, so wenn Marx in einem Brief an Friedrich Adolph Sorge die fraternité zur „Phrase“ der „modernen Mythologie“ degradiert.

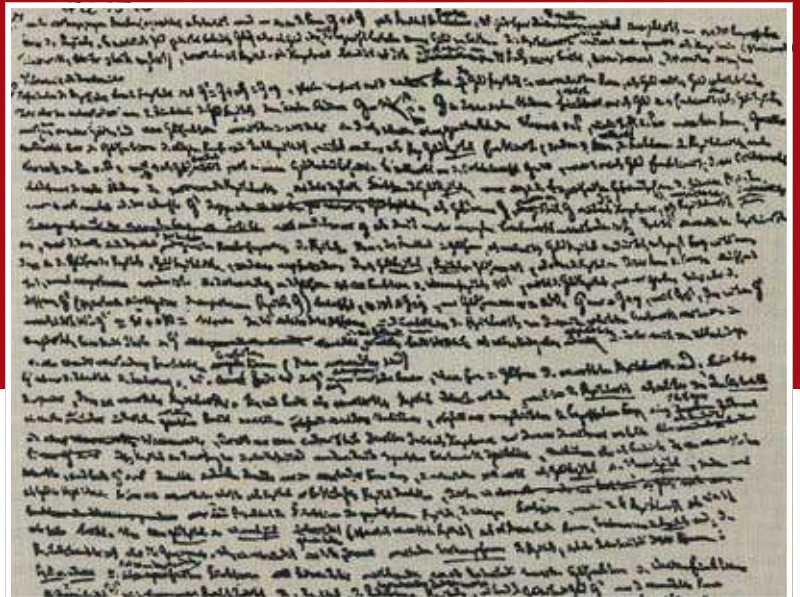
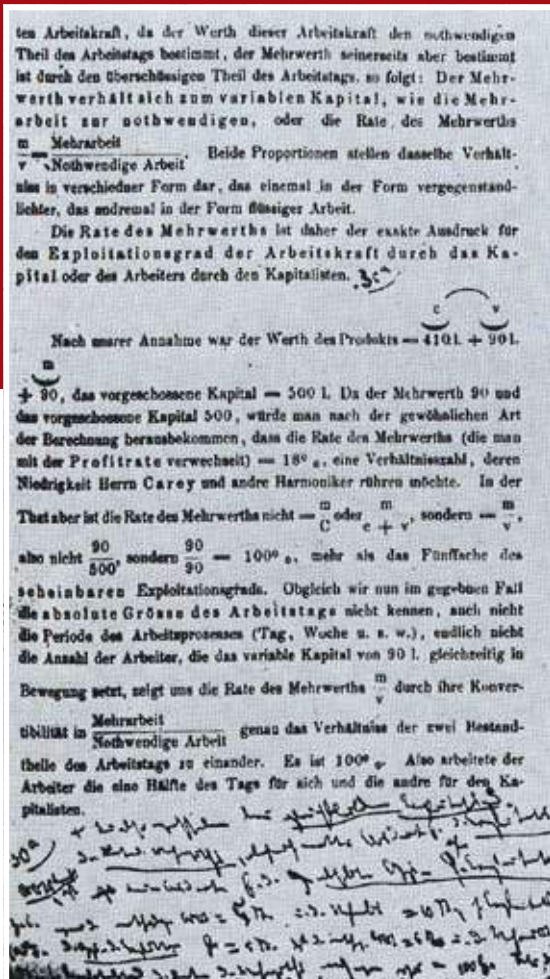
Es ist aufschlussreich, dass Marx die Worte „alle Verhältnisse umzuwerfen“ unterstrichen hat, während die Klage über die Erniedrigung des Menschen ohne diese Betonung geblieben ist, ein Indiz dafür, dass es dem „Vernichter“, so einer seiner Spitznamen, vor allem darum ging, ohne Ausnahme „alle Verhältnisse umzuwerfen“, Revolution zu machen, und dass die Berufung auf die Notlage weiter Kreise der Bevölkerung nur der Beschönigung dienen sollte. Dafür sprechen auch zahlreiche andere Passagen des Marxschen Artikels, beispielsweise: „Krieg den deutschen Zuständen! Allerdings! Sie stehn unter dem Niveau der Geschichte, sie sind unter aller Kritik, aber sie bleiben ein Gegenstand der Kritik, wie der Verbrecher, der unter dem Niveau der Humanität steht, ein Gegenstand des Scharfrichters bleibt ... Ihr Gegenstand ist ihr

Feind, den sie nicht widerlegen, sondern vernichten will.“

Den Aufsatz „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie ...“ verfasste Marx 1843 unmittelbar im Anschluss an „Zur Judenfrage“. Obwohl selbst Jude unter Juden mit sicherlich gutem Einblick in das jüdische Leben seiner Vaterstadt, überschüttet er sie mit haltlosen, in ihrer Heftigkeit unüberbietbaren Pauschalurteilen: „Betrachten wir den wirklichen weltlichen Juden, nicht den Sabbatsjuden, ...sondern den Alltagsjuden. Suchen wir das Geheimnis des Juden nicht in seiner Religion, sondern suchen wir das Geheimnis der Religion im wirklichen Juden. Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. Welches ist sein wirklicher Gott? Das Geld. ...“ Und so geht es weiter.

Ferdinand Lasalle: Er setzte sich für die Rechte der Arbeiter ein und war auch bereit mit Vertretern der Staatsmacht zu reden. Deshalb wurde er von Marx beschimpft.





Links: Seite des 1867 erschienenen 1. Bandes seines insgesamt dreibändigen ökonomischen Hauptwerks „Das Kapital“ mit eigenhändigen Korrekturen in dem Abschnitt über die Erzeugung von Mehrwert mit Hilfe der Ware Arbeitskraft, wodurch Geld zu Kapital wird. Rechts: Manuskript des posthum erschienenen 2. Bandes von „Das Kapital“

Marx und Engels haben sich, wie sie selbstbewusst bekennen, die „rücksichtslose Kritik alles Bestehenden“, die „unbarmherzige Kritik für alle“ zum Vorsatz gemacht und mit den unterschiedlichsten Redewendungen mehrmals schriftlich bekräftigt. Ihren Kommunismus nennen sie den „totalen Gegensatz ... gegen die bestehende Weltordnung“. „Die erste Pflicht der Presse ist nun, alle Grundlagen des bestehenden politischen Zustandes zu unterwühlen.“

Wer diese Zitate nüchtern zur Kenntnis nimmt, weiß so gut wie sicher, dass der Relativsatz des „kategorischen Imperativs“, die Absicht, „alle Verhältnisse umzuwerfen ...“, nicht relativiert. Alles ohne Ausnahme ist – nach ihrer Auffassung - faul. Daher, so wörtlich die Devise im Manifest der Kommunistischen Partei: „Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung“.

„Man muss an allem zweifeln!“ – passt zu einem Skeptiker, der nichts von Dogmen, nichts von „erkannten historischen Gesetzmäßigkeiten“ wissen will. Doch der Revolutionär Marx nahm für sich in Anspruch:

„Die Kommunisten sind also praktisch der entschiedenste, immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus.“ So belehrt das „Manifest der Kommunistischen Partei“, also Karl Marx.

Warum nennt er dann „Man muss an allem zweifeln“ sein Lebensmotto. Die Antwort gibt einen tiefen Einblick in das Naturell unseres „Freundes“. Er schrieb das Motto seiner Cousine in den Fragebogen, der damals in der Gesellschaft als Herausforderung an Geist und Witz beliebt war. Ihr Vater, Lion Philips, ein bürgerlich gesinnter, zum Christentum übergetretener Bankier, fungierte als Nachlassverwalter von Karls Vater. Um ihn, den Onkel, zu Zahlungen zu bewegen, musste Karl den Revolutionär in sich verleugnen und dem Onkel gegenüber als seinesgleichen auftreten, der an der Börse spekuliert und sich zugleich zum Judentum bekennt. Das ist übrigens Marx' ein-

ziges derartiges Bekenntnis in allen seinen schriftlichen Aufzeichnungen. Zugleich nennt Marx mit Nachdruck den weithin bekannten Ferdinand Lassalle „meinen Freund“. Dieser „Freund“ wird nun von Karl instrumentalisiert, um dem Onkel mit fingierten Texten zu imponieren. Marx bittet Lassalle: „Du weißt, dass ich hier mit meinem Onkel (der das Vermögen meiner Mutter verwaltet und in früheren Zeiten mir öfter bedeutende Vorschüsse auf mein Erbeil gemacht) schwierige Geldverhältnisse in Ordnung bringen will. Der Mann ist zäh, hat aber viel Eitelkeit auf mein Schriftstellertum. Du musst daher in Deinem Brief an mich von dem Erfolg (obwohl das Gegenteil der Fall ist) meiner letzten Schrift gegen Vogt, von gemeinschaftlichen Zeitungsplänen usf. sprechen, überhaupt Deinen Brief so einrichten, dass ich dem Herrn Onkel ‚das Vertrauen‘ schenken kann, ihm den Brief mitzuteilen.“ – Herr Vogt, so der Buchtitel, war ein totaler Misserfolg. Gemeinsame Zeitungspläne gab es nicht.

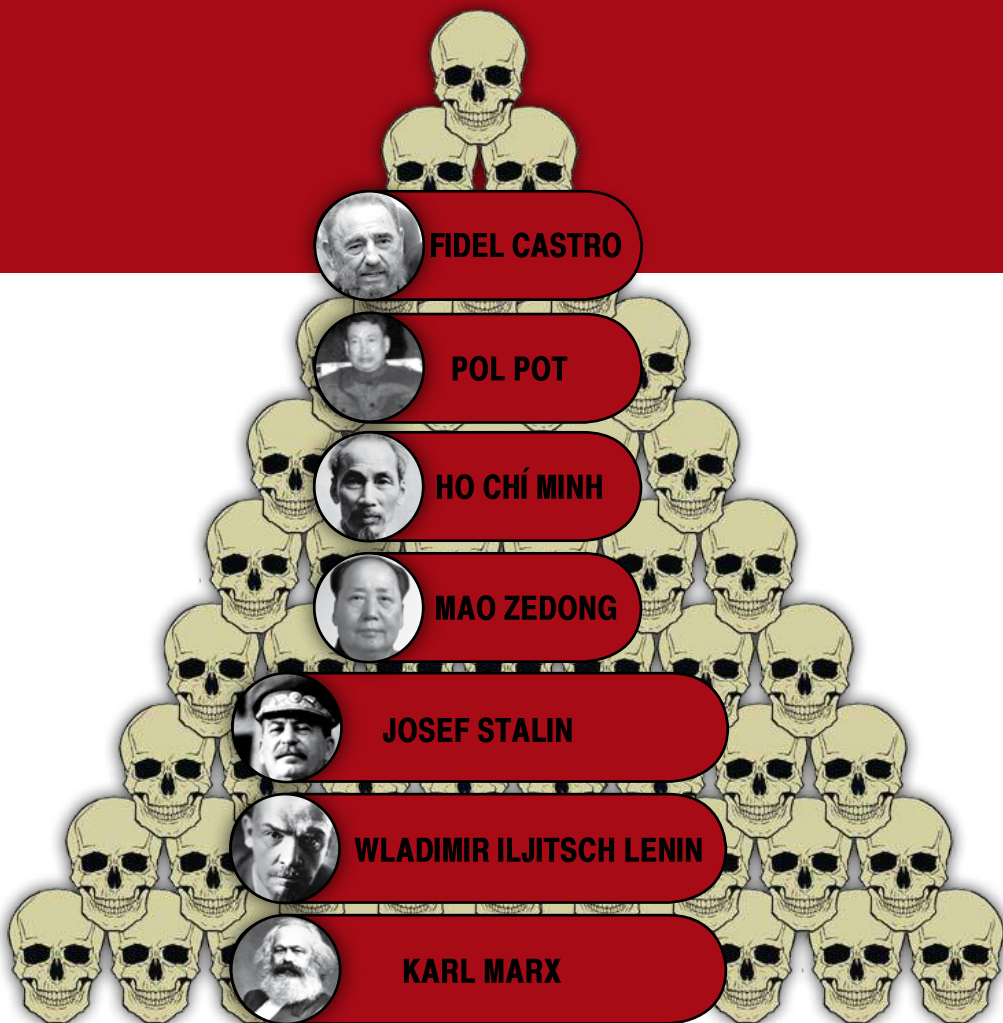
Damit sind wir mitten in der Frage nach seinen Charaktereigenschaften

angelangt, die nicht umgangen werden kann, wenn es um seine Glaubwürdigkeit geht. Wer weiß, wie Marx den „Freund“ in Briefen an Engels mit Häme und Spott übergossen hat, findet kaum passende Worte für diese unüberbietbare Niedertracht. Hier – auszugsweise – nur einer von zahlreichen Belegen: „Es ist mir jetzt völlig klar, dass er [Lassalle], wie auch seine Kopfbildung und sein Haarwuchs beweist, von den Negern abstammt, die sich dem Zug des Moses aus Ägypten angeschlossen (wenn nicht seine Mutter oder Großmutter von väterlicher Seite sich mit einem Nigger kreuzten). Nun, diese Verbindung von Judentum und Germanentum mit der negerhaften Grundsubstanz müssen ein sonderbares Produkt hervorbringen.“

Nie hat er sich gegenüber Engels oder einem der anderen zahlreichen Kampfgefährten so geäußert wie gegenüber der Cousine: „Man muss an allem zweifeln.“ Nur in diesem Fragebogen begegnen wir auch der einschmeichelnden Maxime: „Nichts Menschliches ist mir fremd.“

Die Marxzitate in ihrer Gesamtheit zeigen uns, dass Engels mit seiner Feststellung am offenen Grabe von Marx ins Schwarze traf, als er sagte, „Marx war vor allem Revolutionär“, der namhafteste Kommunist. Wie ist er zum Revolutionär, zum Kommunisten geworden? War es das gesellschaftliche Sein, das sein Bewusstsein bestimmt hat? Oder war es nicht umgekehrt?

Er war der geborene Revolutionär. Dafür spricht alles, was vom jungen Marx auf uns gekommen ist – aus seiner und aus der Feder des Vaters. In der DDR wurde Marx amtlich als



VERANTWORTLICH FÜR MEHR ALS 100 MIO TOTE.

(Diese Zahl ist noch nicht edgültig lt. „FAZ“ 16.09.2014)

„Größter Sohn des deutschen Volkes“ gefeiert. Doch von den zahlreichen Jugendgedichten hat man nicht eines als Lesestoff für die Schüler ausgewählt, auch nicht:

Des Verzweifelten Gebet

„Einen Thron will ich mir aufbauen, Kalt und riesig soll sein Gipfel sein ...“

Kostproben väterlicherseits aus demselben Jahr, aus 1837: „Ich lasse Dir viel Gerechtigkeit widerfahren, aber ich kann mich nicht ganz des Gedankens entschlagen, dass Du nicht frei von Egoismus bist, etwas mehr als zur Selbsterhaltung nötig... Die erste aller menschlichen Tugenden ist die Kraft und der Wille, sich zu opfern, sein Ich hintanzusetzen, wenn Pflicht, wenn Liebe es gebietet... Lebe wohl, mein lieber Karl, und halte mich immer so lieb, wie

Du sagst, doch mache mich mit Deinen Schmeicheleien nicht rot.“ Am Jahresende: „Ich will und muss Dir sagen, dass Du Deinen Eltern vielen Verdruß gemacht und wenig oder keine Freude.“ Die letzten Zeilen des todkranken Mannes an seinen ältesten Sohn: „Ich bin erschöpft, liebe Karl, und muss schließen.“

Das Porträt, das uns die Briefe skizzieren, zeigt mit den Worten des Vaters einen „zerrissenen“, von „Dämonen“ beherrschten Menschen, der in seine eigenen finsternen Gedanken eingesponnen lebt, der Welt, auch der eigenen Familie „entfremdet“.

Statt das Glas zu erheben, hat sich vor 59 Jahren die SPD mit dem Godesberger Programm diskret von ihrem „großen Führer“ verabschiedet. □

Leben mit dem Islam?

Deutschland und die Muslime: Ein Blick in die Zukunft

Der Islam und Deutschland – diese Debatte ist nicht einfach abzuschalten. Auch nicht „per orde de Mutti“. Dabei geht es auch nicht vorrangig um die Zugehörigkeit von Muslimen und/oder des Islam zu Deutschland – die kulturellen, vor allem christlichen Wurzeln Europas sind unbestritten und eine Diskussion darüber verliert sich in abstrakten Disputen –, es geht vor allem um die praktischen Folgen dieser Debatte, also um die Frage, wie man mit dem Islam und den Muslimen in Deutschland umgehen und (zusammen) leben soll. Das ist eine ganz praktische Frage, der sich die Politik bisher kaum stellt. Bei der einfachen Feststellung „der Islam ist Teil Deutschlands“ – immerhin ein anderer Akzent als die Wulff'sche Forderung er gehöre zu Deutschland – schwingt Resignation mit. Schon deshalb ist die Debatte zu begrüßen, um dieser Resignation zu begegnen. Nichts streben die Islamisten mehr an als diese Resignation, denn sie ist eine Unterwerfung de facto. Gegen diese faktische Unterwerfung, so als ob es Schicksal sei, wehrt sich die CDU kaum, selbst Parlamentspräsident Wolfgang Schäuble meint, es sei der Gang der Geschichte, man könne das Rad der Geschichte, also das Schicksal, nicht zurückdrehen. Das ist falsch. Man kann den Fortgang der Geschichte sehr wohl lenken. Die CSU resigniert jedenfalls nicht und das spiegelt bei aller Kritik an der bayerischen Schwester doch auch eine gewisse kulturelle, vielleicht auch religiöse Vitalität und Widerstandskraft wieder. Der Islam ist kein Schicksal.

Bei einer global agierenden, politischen Religion wie dem Islam ist es für die Debatte sinnvoll, mal die Sicht über den deutschen Bauchnabel hinaus auf den Islam selbst zu

lenken, getreu dem weisen Satz des chinesischen Strategie-Meisters Sun Tsu, der vor mehr als 2500 Jahren schon meinte, dass der Sieg mehr vom Zustand des Feindes abhängt als vom eigenen und man deshalb zuerst diesen Zustand des Feindes in den Blick nehmen müsse. Natürlich ist eine Analyse beider Zustände nötig, aber die eigene Einstellung richtet sich in gewisser Weise automatisch am Zustand des Gegners aus. Bei solchen Überlegungen schreien die Islamophilen schon auf. Der Islam sei kein Gegner, man glaube gemeinsam an einen Gott, die Muslime seien friedliebend, Allah barmherzig usw.usf. Dazu ist zunächst zu sagen: Im Westen und insbesondere in Deutschland ist das allgemeine Wissen über den Islam immer noch geprägt von kolonialen Vorstellungen über einen romantischen Orient oder von angeblich aufgeklärten Herrschern in andalusischen Zeiten. Wissenschaftlich fundierte Vorstellungen und Kenntnisse haben es schwer, sich im öffentlichen Diskurs zu behaupten. Zwar ändert sich das Bild über den Islam und die Muslime im Zuge der Flüchtlingskrise rapide, vor allem auch in Deutschland. Der islamische Terror verstärkt diese eher emotional bestimmten, negativen Eindrücke. Es besteht auch die Gefahr, dass Ängste ein verzerrtes Bild erzeugen. Historisch tradierte Vorstellungen, Emotionen, Ignoranz und wissenschaftliche Kenntnisse – der Diskurs über den Islam könnte kaum kontrastreicher und gegensätzlicher sein. Deshalb ist es sinnvoll, auf einige gesicherte Erkenntnisse über den Islam hinzuweisen. Das amerikanische PEW Research Center hat in diesem Sinn an bestimmte Daten erinnert, die auch im FELS schon öfters behandelt wurden. Fünf seien erneut kurz aufgeführt – und kommentiert.

1 Der Islam ist die am schnellsten wachsende Religion (siehe Grafik I). Zwar ist die Christenheit insgesamt zahlreicher. Aber das **demographische Wachstum des Islam**, dessen Anhänger untereinander natürlich sehr zerstritten sind, vor allem zwischen Sunniten und Schiiten, ist als einzige große Religion noch stärker als das Wachstum der Weltbevölkerung. Gegen Ende des Jahrhunderts wird es auch mehr Muslime als Christen geben. Allerdings ist hier zu bemerken, dass die Geburtenquoten in fast allen islamischen Ländern deutlich sinken und in manchen geradezu abstürzen. Sie gleichen sich den Zahlen in Europa an. Aber in Europa hat der demographische Winter fast zwei Generationen früher eingesetzt, so dass die Bevölkerungen und Migrantenströme heute entsprechend jünger sind. Das Problem ist aber nicht die Zahl, sondern dass die Bevölkerungsexplosion in den islamischen Ländern in den vier Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts nicht durch entsprechende Bildungssysteme aufgefangen wurde. Millionen Kinder gingen in einem prägenden Alter statt in die Schule in die Koranschule. Je nach Koranschule lernten sie dort auch die Gewaltsuren und Gewaltsprüche des Propheten, die radikale Haltungen erzeugen und legitimieren. Diese Haltungen wurden durch das Internet, zum Beispiel durch pornografische Filme und Webseiten verstärkt, die in Zeiten vor dem Internet eben nicht jedermann zugänglich waren. Diese Saat der Un-Bildung geht heute als Manipulierbarkeit junger Männer durch einfache Parolen und Propagandafilme in Sumpflüthen des Fanatismus und ungezügelter Begierde, legitimiert noch durch ein Menschenbild auf, in dem der Mann alles, die Frau nichts darf und die Ungläubigen dem muslimischen Mann zu dienen haben. Das gilt freilich nicht für alle Musli-

me, für die Mehrheit aber schon. Und diese Vorstellungen dürften noch einige Jahre bis Jahrzehnte andauern.

2 Die Staaten im islamischen Dreieck zwischen Casablanca, Aden und Baku, in dem die Lehre entstand, sich zuerst ausbreitete und aus der die meisten radikalen Strömungen kommen, machen demographisch nur ein Fünftel der globalen islamischen Welt aus. Ansonsten wird **der Islam eher eingedämmt**. Die meisten Muslime leben in der asiatisch-pazifischen Region (62 Prozent), das größte muslimische Land ist Indonesien, gefolgt von Indien, Pakistan und Bangladesch, dann erst kommen der Iran und die Türkei. Der Islam in dieser Großregion ist durch konfuzianische Einflüsse gedämpft, auch wenn

sellschaft in ihrem Sinn verändernden Einfluss erlangen.

3 Entscheidend für den weltweiten Einfluss des Islam ist die Durchschlagskraft der Lehre auf den Alltag und die Einheit der Muslime. Zwar glauben alle Muslime an einen Gott und den Propheten Mohammed und die meisten praktizieren auch bestimmte Rituale (zum Beispiel den Fastenmonat Ramadan und die Pilgerfahrt nach Mekka). Aber bei der Frage, ob **die Scharia als bestimmendes oberstes Gesetzssystem** eingeführt werden soll, variiert die Anhängerschaft beträchtlich je nach Land. So sind in Afghanistan 99 Prozent dafür, im Irak 91 und in Pakistan 84 Prozent. Aber in Zentralasien sprechen sich nur wenige dafür aus.

lichen Demokratien üblich ist. Das sind Kulturunterschiede, die mit den herkömmlichen Methoden soziologischer Forschung nicht auslotbar sind. Dennoch zeigt auch der Ist-Zustand an, wie wenig Aufklärung und individuell-freiheitliches Denken derzeit in den islamischen Ländern ausmachen.

4 Das **Verhältnis der muslimischen Welt zur religiösen Gewalt**, etwa durch Selbstmordattentate, ist ebenfalls unter diesen Gesichtspunkten zu sehen. Umfragen in mehreren muslimisch geprägten Ländern zeigen, dass der sogenannte Islamische Staat negativ beurteilt wird, etwa zu hundert Prozent im Libanon und zu 94 Prozent in Jordanien. In anderen Ländern zeigt eine signifikante Anzahl der Muslime allerdings Verständnis für den IS und seine Aktionen, in Nigeria etwa sind es 20 Prozent. Selbstmordattentate gegen Zivilisten im Namen des Islam werden aber generell verurteilt und praktisch nie gerechtfertigt. In einigen wenigen islamischen Ländern und Gebieten halten jedoch bedeutsame Minderheiten solche Gewaltaktionen für gerechtfertigt. Bei den Palästinensern sind es 40 Prozent, in Afghanistan 39 Prozent und selbst in Ägypten sind es 29 Prozent. Festzuhalten aber ist: Die große Mehrheit der Muslime verurteilt willkürliche Gewalt gegen unschuldige Zivilisten. Dieser Trend wird seit drei Jahren deutlich stärker. Nirgendwo aber wird die logische Konsequenz gezogen, auch in Europa nicht, nämlich sich nicht nur von verübter Gewalt und Terroraktionen zu distanzieren, sondern auch von den Quellen im Islam, die diese Gewalt legitimieren, also von den Gewaltsuren im Koran und den entsprechenden Sprüchen des Propheten. Solange das nicht geschieht, und sei es nur von Land zu Land, weil es keine global von allen Muslimen anerkannte Autorität gibt, solange ist das Verhältnis zur Gewalt Stimmungen unterworfen, die schwanken, aufgeheizt und angestachelt werden können. Gewalt ablehnende Reformer hätten es leichter, wenn es eine Art „neuen Bund“ gäbe, ähnlich der Unterscheidung zwischen Altem und Neuem Testament. Aber solch eine Unterscheidung nehmen allenfalls säkularisierte Muslime vor, etwa in Europa die Anhänger eines imaginären Euro-Islam, für die allermeisten Muslime dieser Welt jedoch



*Vor Seehofers Haustür:
Die Kocatepe-Moschee in
Ingolstadt ist die größte
Moschee in Bayern.*

radikale Tendenzen auch hier stärker werden. Solche Tendenzen werden allerdings auch künftig eingedämmt bleiben und zwar durch andere Religionen mit hegemonialen und nationalistischen Ansprüchen (Hinduismus) und durch die anhaltende Minderheitensituation für die Muslime. In Indien zum Beispiel wird es um 2050 die größte islamische Bevölkerung geben (rund 300 Millionen), aber der Hinduismus wird dort weiterhin zahlenmäßig und nach Vitalität die dominierende Religion sein. In Europa wird der Islam zu diesem Zeitpunkt etwa zehn Prozent der Bevölkerung ausmachen, und wenn das Christentum sich nicht vitalisiert, sondern inhaltlich und zahlenmäßig weiter abflacht, können diese zehn Prozent Muslime je nach Land erheblichen, das heißt die Ge-

In Kasachstan sind es zehn Prozent, in Aserbeidschan acht und selbst in der Türkei nur 12 Prozent (Stand 2014, das könnte heute schon deutlich anders sein und bei 20 Prozent liegen, denn Erdogans Diktatur betreibt eine islamistische Propaganda). Das Problem ist freilich auch hier nicht der Ist-Zustand, sondern das stille Potential. Die Scharia ist ein Rechtssystem, das Unterwerfung fordert und Rechtsverstöße mit radikaler Gewalt ahndet, nicht mit der Vermeidung von weiterer Gewalt und der möglichen Restitutio bzw. Wiedergutmachung. Das in der islamischen Welt dominante patriarchalische System mit seinem Status- und Hierarchiedenken passt eher zu einem bedenkenfreien Gehorsamsverhalten als ein freiheitsgewohntes, hinterfragendes Denken, wie es in west-

ist der Koran unantastbar, und zwar in seiner Ganzheit. Selbst eine Historisierung oder Interpretation von Stellen des Koran ist für sie nicht denkbar.

5 Bedeutsam für **das künftige Zusammenleben mit islamischen Minderheiten** ist die Wahrnehmung, die Muslime von westlichen Bürgern haben und umgekehrt. Schon vor der großen Terrorwelle 2015 in Europa und der Entstehung des Islamischen Staats sahen in Frankreich 62 Prozent der Bevölkerung und in Deutschland 61 Prozent das Verhältnis zu der islamischen Minderheit als problematisch bis negativ. Dasselbe gilt umgekehrt in islamischen Ländern wie Ägypten, Jordanien, die Türkei vom Bild der Nicht-Muslime. In allen sieben mehrheitlich muslimischen Ländern, in denen diese Umfrage des amerikanischen Instituts PEW durchgeführt wurde, sind durchschnittlich sieben von zehn Muslimen der Meinung, die Menschen im Westen seien selbstbezogen-egoistisch, 66 Prozent halten sie sogar für gewalttätig, 64 Prozent für habgierig und erfolgssüchtig, 61 Prozent für unmoralisch. Nur 44 Prozent glauben, westliche Bürger seien „respektvoll gegenüber Frauen“, noch weniger (33 Prozent) halten die Menschen im Westen für ehrlich und tolerant. Man könnte glauben, das sei ein Vexierbild der Meinung im Westen über Muslime. Aber das Bild der Europäer und Amerikaner über Muslime ist gemischter. Jeder zweite in Europa, in den USA und in Russland hält Muslime für gewalttätig, 58 Prozent bezeichnen sie als fanatisch. Allerdings halten sehr viel weniger die Muslime für egoistisch oder unmoralisch. 22 Prozent glauben, dass muslimische Männer gegenüber Frauen respektvoll seien, aber 51 Prozent halten Muslime für ehrlich und 41 Prozent für großzügig.

Hier zeigen sich nicht nur kulturelle Unterschiede, sondern auch ein gerüttelt Maß an Ignoranz sowie die Wirkung von gelenkten Massenmedien in islamischen Ländern und von veröffentlichten Wunschbildern aus den westlichen Redaktionen. Bei so viel Fremdheit und Gegensätzlichkeit ist es nicht verwunderlich, dass es – unabhängig von radikalisierten Islamisten und terroristischen Gruppierungen – zu Zusammenstößen der Zivilisationen kommt. Religion spielt dabei eine

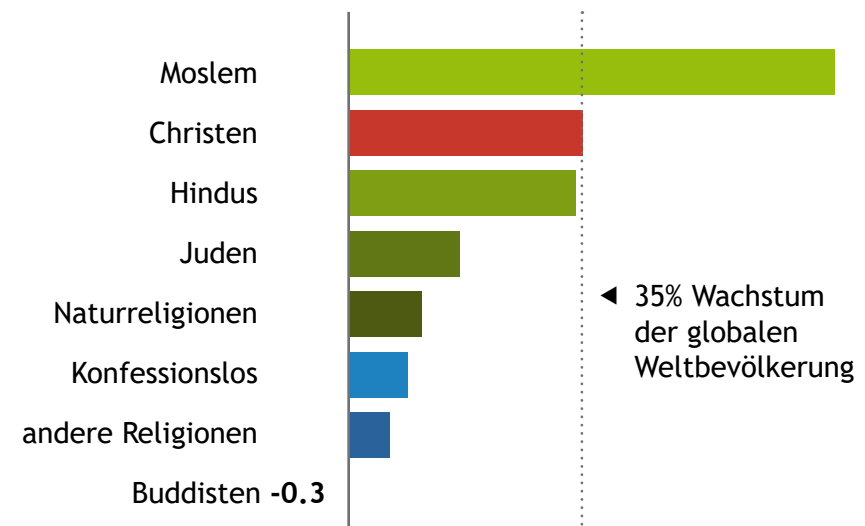
entscheidende Rolle. Europa wird zwar säkularer, aber der globale Trend geht in die andere Richtung. Religion wird für immer mehr Menschen wichtiger. 2050 werden zwei Drittel der Weltbevölkerung muslimisch oder christlich sein. Und es muss ehrlicher Weise auch gesagt werden, dass so grundsätzlich unterschiedliche Menschenbilder vermutlich nicht auf einen Nenner gebracht werden können. Es wird zu sozialen und politischen Konflikten kommen. Was bleibt ist die Forderung, wenigstens in den freiheitlich pluralistischen Demokratien **den Primat des Rechts und der Menschenrechte**

man mit Fakten argumentieren, nicht mit Wünschen. Einige Fakten schon geben die Antwort und auch sie hat der FELS bereits vor drei Jahren aufgezählt (Februar 2015). Einige sind es wert, noch einmal in Erinnerung gerufen zu werden. Zum Beispiel: Von den 57 Staaten der Islamischen Liga kann kein einziger wirklich demokratisch genannt werden. Bis 1890 gab es in den muslimischen Sprachen noch nicht einmal ein Wort für Demokratie, selbst nicht für Politik. Man übernahm es aus dem Westen. Auch der Grundsatz der prinzipiellen Gleichheit der Menschen kommt we-

Der Islam wächst schneller

Muslime sind die einzige größere religiöse Gruppe, die voraussichtlich schneller wachsen wird als die gesamte Weltbevölkerung.

Geschätzte Änderung der Populationsgröße, 2010-2050



Quelle: The Future of World Religions: Population Growth Projections, 2010-2050, PEW Research Center

inzufordern und durchzusetzen. Das heißt für Deutschland, von den Muslimen mindestens die Unterordnung unter das Grundgesetz zu verlangen und Verstöße gegen die daraus abgeleitete Rechtsordnung konsequent zu ahnden. Das muss Migranten und hier geborenen Muslimen so früh wie möglich deutlich vermittelt werden, bevor sich der Eindruck festsetzt, die Ungläubigen haben aufgegeben, man brauche nur abzuwarten, bis sie sich ganz unterwerfen.

Zu der Islam-Debatte gehört auch die Frage: Wie demokratiefähig ist der Islam als solcher? Auch hier sollte

der im Koran noch in den Sprüchen des Propheten noch in anderen für den Islam konstituierenden Schriften vor. Es gibt ihn nicht. Im Gegenteil. Die Grundlage für alle Demokratien sind die Menschenrechte. Für uns sind Muslime auch Menschen mit den gleichen Rechten wie alle anderen. Für Muslime allerdings sind Nicht-Muslime denaturierte Gesellen, keine vollwertigen Menschen. Denn nach islamischer Lehre ist der Mensch von Natur aus Muslim, die menschliche Natur selbst, die «fitra», ist muslimisch, eine prinzipielle Gleichheit aller Menschen gibt es nicht.

Allein diese wenigen Fakten, die nur von wenigen Bischöfen genannt werden, obwohl sie doch auch fundamentale Unterschiede zum Christentum markieren, zeigen, dass der Islam als solcher auch unabhängig von den kulturellen Wurzeln Europas nicht zu Deutschland gehören kann. Und auch das hat ganz praktische Folgen. Es ist nämlich auch eine Frage der Integration und der Demokratiefähigkeit, ob ich innerlich akzeptiere, mit Mitmenschen auf gleicher Augenhöhe zu sprechen oder nicht. Die formale Anerkennung des Grundgesetzes reicht nicht. Erst recht nicht, wenn man bedenkt,

Die Macht kann nach islamischem Verständnis nicht dem Volk gehören, sie gehört einzig Allah, Regierungen können auch nur verwalten, jedenfalls keine Gesetze schaffen, die nicht ableitbar sind aus dem Koran und den Sprüchen. Daraus ergibt sich noch eine Unvereinbarkeit mit der Demokratie. Sie steckt in der Frage: Wie loyal können Muslime sein? Muslime sind dem Koran noch mehr verpflichtet als ihren allerliebsten Verwandten. Der Koran befiehlt seinen Gläubigen, die Macht zu übernehmen, sobald dies möglich ist. In demokratischen Staaten kann das ganz legal geschehen und Michel

zu vergleichen. Man wird immer feststellen: Die Quadratur des Kreises ist nicht möglich. Der Islam hat ein anderes Menschenbild mit entsprechenden Abstufungen, er kennt die Trennung von Staat und Religion nicht. Die Türkei ist ein Ausnahmefall, in dem die Islamisten, zu denen man auch Erdogan zählen muss, das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen. Viele islamische Prediger und Potentaten halten die Demokratie auch heute für ein Übel der Menschheit. Die Gefahr für den Islam, sagt etwa der führende Intellektuelle Jussuf al Ayyeri, käme nicht von den amerikanischen Panzern oder Kampfhubschaubern, sondern von der Idee der Demokratie.

In gewissem Sinn hat er sogar recht: Der Glaube lässt sich nicht in die Retorte einer Ideologie oder Staatsform zwingen. Genau das aber will der Islam. Seine „Staatsform“ ist das Kalifat, eine Art absolute Monarchie, bei der der Alleinherrscher nur dem Koran und den Schriften des Propheten unterworfen ist. Wir finden diese Staatsform selbst in scheinbaren Demokratien wie dem Iran. Hier herrschen de facto die Mullahs. Auch in Ländern wie Marokko oder Jordanien beziehen die jeweiligen Monarchen ihre Legitimität aus der unmittelbaren Nachkommenschaft des Propheten. Das gibt ihren Dynastien im Volk mehr Halt als die Armee.

Man kann es drehen und wenden wie man will: Feuer und Wasser können keinen Kompromiss eingehen, es sei denn man betrachtet es als eine Frage der Masse und da könnte man für Europa heute konstatieren: Lauwarme Asche, oder besser: Laue Lebenslagen. Das gilt für die Masse der Muslime in Europa und für die Masse der Christen. Allerdings ist unter der Asche der Muslime noch Glut und viele Migranten fachen sie an. Ob das bei den Christen auch der Fall ist, wird die weitere Diskussion über das Thema Islam und Deutschland zeigen. Schon deshalb muss sie fortgesetzt werden. Diese Debatte nur unter dem Rubrum „Wahlkampf in Bayern“ zu betrachten, wie das Politiker im Norden (Ralf Stegner von der SPD oder Daniel Günther von der CDU) tun. Hier geht es nicht um Parteien, hier geht es um mehr. Es geht mit dieser Frage um nicht weniger als die kulturelle, soziale und politische Zukunft in diesem Teil Europas. Damit der Islam tatsächlich nicht das Schicksal Deutschlands wird. □

Die Gefahr ist die eigene Lauheit

„Ein anderes Thema ist die theologische Auseinandersetzung mit dem Islam und eine Kritik der Integrationseuphorie, die viele Teile unserer Gesellschaft erfasst hat. Ich habe schon oft das kluge Wort von Peter Scholl-Ltour zitiert, dass der Westen nicht so sehr die Islamisierung fürchten muss als vielmehr die eigene Lauheit, den eigenen Substanzverlust. ... Gewiss, das Abendland ist keine statistische Größe. Es ist gewachsen, hat viele Einflüsse und Kulturen aufgenommen und integriert. Aber das Abendland ist nicht einfach die Summe von unterschiedlichen Kulturen, sondern diese verschiedenen Einflüsse sind doch christlich transformiert. Unser Festkalender, das Zeitempfinden überhaupt, die Kunst, ob darstellend, Musik oder Literatur, die grundsätzliche Unterscheidung von weltlichem und geistlichem Bereich; auch das Phänomen Aufklärung ist letztlich ohne die schon in der Heiligen Schrift bezeugten Aufklärungs- und Entdivinisierungskonzepte (etwa im Bereich der Schöpfungstheologie) nicht zu denken, wenn auch die Kirche sich hin und wieder gerade hier als Bremser gezeigt hat... Der Islam nun freilich, so viel Realismus müssen wir aufbringen, ist eine postchristliche Erscheinung, die mit dem Anspruch auftritt, die Kernehalte des Christentums zu negieren: Den Glauben an den dreifaltigen Gott, die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus und sein Erlösungswerk am Kreuz. Nur wer seinen eigenen Glauben entweder nicht kennt oder nicht ernst nimmt, kann hier eine weit reichende Integration des Islam als Islam für möglich halten.“

Rudolf Voderholzer, Bischof von Regensburg, am 29.1.2017

dass diese Augenhöhe noch nicht einmal unter Muslimen selbst üblich ist, weil im Islam die Menschen in verschiedene Kategorien mit entsprechenden Rechten eingeteilt sind. Da sind zunächst die freien muslimischen Männer. Dann kommen die muslimischen männlichen Sklaven. Sodann die freien muslimischen Frauen, dann die muslimischen weiblichen Sklaven. Es folgen die freien jüdischen oder christlichen Männer, dann die unfreien Männer dieser Religionen, schließlich die freien jüdischen Frauen oder Christinnen und letztlich die unfreien Frauen dieser Religionen. Ferner:

Houellebecq beschreibt genau dies in seinem Roman „Unterwerfung“. Bis dahin herrscht Dschihad, der heilige Krieg, der je nach Lage und Strenggläubigkeit auch gewaltsame Formen annehmen kann. In diesem Sinn ist es zumindest fraglich, ob es klug war, Muslimen den Besitz von zwei Staatsangehörigkeiten zu ermöglichen. Die Versuchung für gläubige Muslime ist nicht von der Hand zu weisen, dass sie langsam islamische Elemente, Bräuche und Sitten bis hin zu den Gesetzen der Scharia einführen wollen.

So könnte man fortfahren, demokratische Grundsätze mit dem Islam

Kommunion für nichtkatholische Ehepartner?

„Fortschritte im Schneckentempo“ hat das Konradsblatt (10.2018, S. 4) einen Artikel von Ludwig Ring-Eifel überschrieben. Worum geht es? Die deutschen Bischöfe haben auf ihrer Frühjahrskonferenz in Ingolstadt eine Orientierungshilfe zur Frage des Kommunionempfangs konfessionsverschiedener Ehepartner mit „großer Mehrheit“ beschlossen. Die neuen Leitlinien sind noch nicht veröffentlicht, weil die Bischöfe eine mehrwöchige Einspruchsfrist haben.

Das weltweit geltende Kirchenrecht von 1983 sagt im Kanon 844,1: „Wenn Todesgefahr besteht oder wenn nach dem Urteil des Diözesanbischofs bzw. der Bischofskonferenz eine andere schwere Notlage dazu drängt, spenden katholische Spender diese Sakramente erlaubt auch den übrigen, nicht in der vollen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehenden Christen, die ... von sich aus darum bitten, sofern sie bzgl. dieser Sakramente den katholischen Glauben bekunden und in rechter Weise disponiert sind“ (Zitiert nach Konradsblatt 10.2018, S. 4).

Der Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche (EKD) Heinrich Bedford-Strom hat den mehrheitlichen Beschluss der deutschen Bischöfe als „Richtungsentscheidung“ bezeichnet und als einen „weiteren wichtigen Schritt auf dem Weg der Ökumene“ (Konradsblatt 10.2018, S. 4).

Kardinal Gerhard Müller sieht das anders: „Ein ökumenischer Fortschritt wäre nur dann gegeben, wenn wir dem großen Ziel der Einheit der Christen in der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche Gottes näher kommen. Voraussetzung dafür wäre aber die Anerkennung der Sakramentalität der Kirche und der Tatsache, dass wir über die Sakramente keine Verfügungsgewalt haben“ (Die Tagespost, 1.3.2018, S. 11).

Müller weiter zur Annäherung der Konfessionen: „Pastorale Praxis und kirchliche Lehre lassen sich nicht voneinander abkoppeln.“ Müller fragt: „Ob Bischofskonferenzen im Einzelfall ihre Kompetenz nicht überschreiten. Sie haben keinerlei Vollmacht, Glaubensfragen so zu entscheiden, dass in der praktischen

Auf dem Prüfstand

Konsequenz etwas herauskommt, das mit dem Glauben nicht vereinbar ist.“ Weiter: „Das Lehramt ist den Hirten nicht übertragen worden, um Macht über andere auszuüben, sondern um die ihnen lediglich anvertraute Lehre Christi treu und unverkürzt allen Gläubigen weiterzugeben.“

Zu den im vierten Absatz des Kanons 884,1 aufgeführten Ausnahmefällen, stellt Kardinal Müller zusammen mit dem Kirchenrechtler Gero Weishaupt fest: „Eine konfessionsverschiedene Ehe ist keine Notsituation“, weiter: „Weder der Papst noch der Bischof kann die Sakramente umdefinieren zu einem Mittel, um psychische Nöte zu lindern und spirituelle Bedürfnisse zu stillen.“ Die Formulierung „Einzelfälle“ hält Kardinal Müller für „einen rhetorischen Trick“.

Die Kommentierung der mit „Mehrheit“ beschlossenen Richtlinien zeigen einmal mehr, dass Wissen und Verständnis der Eucharistie, der Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi, aber auch das der Sakramente insgesamt bis zur Unkenntnis verblasst sind.

Wenn Ring-Eifel zur Situation des bisherigen Zustands feststellt, dass „Tausende protestantischer Ehepartner ohne rechtliche oder seelsorgerliche Klärung quasi selbstverständlich das katholische Altarsakrament empfangen, und das nicht nur aus Sicht von Kirchenrechtlern „verwirrend“ ist, so gibt er damit nur einen Teilaspekt der Gesamtsituation wieder. Denn auch Katholiken gehen massenhaft zum Kommunionempfang ohne „disponiert“ zu sein, weil der Empfang des Bußsakraments heute bei 1-2% liegt. Priester und Bischöfe, die noch einen Kontakt zur kirchlichen Realität haben, kennen diese Situation. Sie kennen sie auch deswegen, weil sie wissen müssen, wann sie das

letzte Mal über die Voraussetzung für den Kommunionempfang in Predigt und Katechese gesprochen haben.

Hubert Gindert

Wie man sich Träume erfüllt

Mit der einnehmenden Überschrift „Es gibt keine Kinder zweiter Klasse“ versucht Andreas Schopf in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ, 21.3.2018) moderne Fortpflanzungstechniken, selbst, wenn sie der menschlichen Würde widersprechen, und jede Art von Embryonenspenden salonfähig zu machen. Schopf drückt dabei kräftig die Emotionstaste mit Worten wie „Paare in Verzweiflung“ oder „ein Verbot der Embryonenspende würde die Paare ins Ausland treiben“. Das letztere Argument kennen wir gut von der Auseinandersetzung in der Abtreibung und dem assistierten Suizid.

Natürlich gibt es keine Kinder „zweiter Klasse“. Das gilt selbst für Kinder, die keine „Wunsch Kinder“ sind, ja sogar für solche, die durch eine Vergewaltigung entstanden sind und natürlich auch für Kinder, die aus einer Embryonenspende von ganz verschiedenen Menschen stammen. Der Autor gesteht zu: „Sicher ist es für Kinder belastend, verstreute genetische Wurzeln zu haben“.

Embryonenspenden werfen ethische Fragen, auch in einer postmodernen Gesellschaft auf. Der Kinderwunsch ist legitim. Prof. Manfred Spieker sagt: „Die Fortpflanzung gehört zu den zeit- und kulturunabhängigen Bedürfnissen der menschlichen Natur. Dass Mann und Frau sich danach sehnen, miteinander Vater und Mutter zu werden, ist Teil der menschlichen, geschlechtsbezogenen Identität... die Legitimität einer medizinischen Intervention bei der Fortpflanzung hängt aber davon ab, dass sich der Arzt der Tatsache bewusst bleibt, dass er es nicht nur mit dem Kinderwunsch eines Paares, sondern mit dem Kind als einem dritten Subjekt zu tun hat. Das Kind als eigenständiges Subjekt, dem Menschenwürde zusteht, aber ist das große Tabu der assistierten Reproduktion“. Die Sicht des Journalisten Schopf drückt sich in dem Satz aus: „... da werden Zellen im Reagenzglas befruchtet, eingefroren und später eingepflanzt. Diese Möglichkeiten sind

eine Errungenschaft der modernen Wissenschaft. Auf manchen mögen diese Formen der Fortpflanzung befremdlich wirken, doch es ist gut, dass es sie gibt“. Für Andreas Schopf erfüllen sich mit Hilfe der modernen Fortpflanzungstechniken „Paare ihren Traum“. Der Autor macht sich keine Gedanken, dass befruchtete Embryonen Menschen im Frühstadium ihrer Existenz sind, auch nicht darüber wie viele überzählige befruchtete Embryonen, d.h. Menschen, vernichtet werden. Für ihn gilt, was der Mensch will und kann sollte auch rechtlich möglich sein. Es ist die Idee der grenzenlosen Machbarkeit. Der Mensch wird so zur Sache bzw. zur Ware. Spieker äußert dazu: „Die menschliche Fortpflanzung ist mehr als ein technisches Verfahren. Sie ist die Frucht einer geschlechtlichen Vereinigung, in der Mann und Frau mehr sind als Rohstofflieferanten...“ Mit der Verteidigung der Sexualität und des ehelichen Liebesaktes als einer leib-seelischen Einheit bringt die katholische Kirche zum Ausdruck, dass es eine Würde der menschlichen Fortpflanzung gibt.

Hubert Gindert

Gehört der Islam zu Deutschland?

Die Aussage Horst Seehofers „Der Islam ist kein Teil Deutschlands“ hat einen Aufschrei bei den linksorientierten „Staatsmedien“ und bei den Grünen, Linken, sowie der SPD ausgelöst. Wird nun die überfällige Auseinandersetzung über diese Frage beginnen? Es ist zu befürchten, dass das nicht der Fall sein wird. Die Entrüster werden sich um die notwendige Klärung herumdrücken und versuchen, sie durch die üblichen

Vorwürfe und Verdächtigungen, wie Spalter der Gesellschaft, Ausländerfeindlichkeit, rechte Dumpfbacken etc. zu ersticken.

Die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung liegt darin „dass inzwischen mehr als dreiviertel (76%) der Deutschen der Aussage Horst Seehofers zustimmen“ (Kathnet 23.3.2018) und die Bundeskanzlerin das Problem, das durch die „rechtswidrige Grenzöffnung 2016“ (Kathnet 20.3.2018) und durch die unkontrollierte Masseneinwanderung, die sie zu verantworten hat, entstanden ist, aussitzen möchte.

Über die „offenkundige Islamisierung unserer Lebensverhältnisse“ (Hubert Windisch) soll der Schleier gelegt werden. Das gelingt aber immer weniger, weil die „Auswirkung auf die öffentliche Sicherheit“ zunehmend von den Bürgern wahrgenommen wird. Selbst Islamkenner und -kritiker, sogar wenn sie selber Moslems sind, werden von den politischen Verantwortungsträgern nicht gehört (Imad Karim, Hamad Abdel Samad etc.).

Worum geht es bei der Auseinandersetzung? Es geht um die Frage steht der Islam mit der freiheitlich demokratischen Grundordnung der deutschen Verfassung im Einklang?

Der Islam stellt sozialpolitisch eine Einheit von Staat und Religion dar. Es gibt nicht die bei uns und in den westlichen Demokratien bestehende Trennung von Religion/Kirche und Staat. Die Scharia regelt im Islam das gesellschaftspolitische Leben, konkret beispielsweise mit Zwangsverheiratung von Mädchen, fehlender Gleichberechtigung von Mann und Frau, nicht bestehender Religionsfreiheit. Ein Übertritt vom Islam zu einem anderen Glauben ist verboten. Nicht-Moslems gelten

nicht als Andersgläubige, sondern als Ungläubige mit geminderten bürgerlichen Rechten.

Die berechtigte Frage ist, kann ein gläubiger Moslem sich in eine Gesellschaft ganz integrieren, wenn man damit die innere Bejahung und Akzeptanz unserer Rechts- und Verfassungsordnung versteht? Diese Klärung ist jetzt fällig.

Von Böckenförde stammt das Wort, wonach der freiheitliche, säkularisierte Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann. Soll das in Zukunft die aus dem Christentum stammende Wertordnung sein oder die aus dem Islam abgeleitete? Das ist eine entscheidende Frage für die Zukunft westlicher Demokratien.

Politiker sprechen manchmal leichthin über Integration. Sie haben häufig eine pragmatische Sicht und meinen damit einen Arbeitsplatz, ein Dach über dem Kopf und die Fähigkeit, sich in der Sprache des Einwanderungslands ausdrücken zu können. Gehört dazu nicht auch die Übernahme des kulturellen Erbes des Landes, in dem man ein Bürgerrecht beansprucht? Von einem Neubürger in den USA erwartet man selbstverständlich, dass er sich mit der Kultur und Geschichte der Vereinigten Staaten identifiziert. In Europa gilt das offenbar nicht. Der jüdische US-amerikanische Professor Joseph Weiler hält den Europäern eine Ablehnung, ja einen Hass auf die eigene Geschichte und Kultur vor. Sie brauchen eine Renaissance in Erziehung und Unterricht. Diese Renaissance steht und fällt mit der Wiederbelebung des Christentums, weil dieses das Fundament der europäischen Kultur ist. Wo bleibt, in diesen für uns existenziellen Fragen, die Stimme unserer Hirten?

Hubert Gindert

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Mai 2018

Die Sendung der Laien

Christen sind in der heutigen Welt vielfach herausgefordert; sie mögen ihrer besonderen Sendung gerecht werden.

Forum Deutscher Katholiken



**18. Kongress: „Freude am Glauben
20. - 22. Juli 2018
Kongresszentrum Esperanto, Fulda**



www.forum-deutscher-katholiken.de

An den Bayerischen Rundfunk – Rundfunkplatz 1 in 80300 München – Zuschauer-Redaktion – Herrn Fernsehdirektor Dr. Reinhard Scolik

Betrifft Sendung Zaubhafte Weihnacht vom 23.12.2017 Antwortschreiben

Sehr geehrter Herr Scolik, herzlichen Dank für ihren freundlichen Brief und die Tatsache, dass Sie auch geantwortet haben. Gehen wir in medias res oder auf Deutsch, reden wir nicht um den heißen Brei herum.

Die Bewunderung der künstlerischen Fähigkeiten des Mannes Tom Neuwirth sehen viele Menschen (eine mundtot gemachte, schweigende Mehrheit?) durchaus anders als die verantwortlichen Redaktionen im BR und ORF und das politische Establishment. Der Gewinn des Eurovision Song Contests im Jahre 2014 sollte nach meiner festen Überzeugung in erster Linie eine gesellschaftspolitische Botschaft im Sinne der Umsetzung der Ziele der Gender-Revolution sein. Mir war damals schon vor dem Contest klar, dass Tom Neuwirth, alias Concita Wurst, diesen Contest exakt aus diesem Grund gewinnen wird,

bevor er auch nur eine einzige Silbe gesungen hatte. Und so kam es dann ja auch. Lange bevor es in den Vereinigten Staaten eine neue Regierung gab, wurde es auch bei uns üblich, Wahrheiten nach persönlichen Interessen und Maßstäben zu relativieren und umzuinterpretieren, so dass ein Tom Neuwirth als Kunstfigur Concita Wurst in den Olymp der Schlagerszene aufgenommen wurde. Was Sie als Herr Scolik und nicht nur als Programmdirektor wissen sollten, Tom Neuwirth bezahlt für diese Rolle als Kunstfigur einen hohen Preis. Nach gut informierten Kreisen ist er dauerhaft in psychiatrischer Behandlung und nur mit entsprechenden Medikamenten scheint er diese Doppelrolle überhaupt zu ertragen. Anders kann ich mir seine Äußerungen bei der Sendung nicht erklären. Ich weiß, dass meine Argumente Sie nicht überzeugen werden und in ihrer Rolle als Fernsehdirektor haben Sie gar keine andere Wahl, es sei denn, Sie riskieren ihren Job. Es könnte aber auch sein, dass Sie in der Nacht, wenn Sie alleine sind oder bei einem einsamen Spaziergang über meine Worte nachdenken und sich eingestehen: Vielleicht hat er doch nicht

so unrecht, der bockbeinige Dondl Hans aus Icking.

Eine Frage bitte ich Sie allen Ernstes zu beantworten.

Wie beurteilen Sie als verantwortlicher Fernsehdirektor bei einer Sendung, welche noch dazu heißt „Zaubhafte Weihnacht im Land der Stillen Nacht“ Aussagen – egal wer sie gemacht hat – wie: Ich feiere Advent vom Oktober bis März, so wichtig ist mir das, und den Heiligen Abend feierten wir immer so: Meine Mutter war schon am Vormittag besoffen, ich erst am Abend.

Ich bitte Sie, mir nur diese Frage zu beantworten. Zu den anderen Inhalten können Sie sich ohnehin nur in ihrer sehr noblen, freundlichen Diplomaten-sprache äußern, einer Sprache, die man von vielen Politikern kennt und die viel Raum für Interpretationen lässt. Aber nur die Wahrheit macht euch frei, hat ein gewisser Paulus von Tarsus vor 2000 Jahren gesagt, geschrieben und danach gelebt. Ach, gäbe es doch viel mehr Leute wie Paulus in unserer Zeit.

Nichts für ungut; Ihnen ganz persönlich alles Gute und herzliche Grüße von
Hans Dondl, 82057 Icking

Titelbildbeschreibung



Die Abbildung stammt aus dem Codex aureus Epternacensis, ein Evangeliar, entstanden in der Benediktinerabtei Echternach um 1030. Es ist ein Höhepunkt der ottonischen, frühromanischen Buchmalerei.

Hier sind drei Bibelstellen schriftlich und bildlich zu sehen: Die obere Darstellung zitiert Apg 1,11. Im Bild sieht

man zwei Männer in weißen Gewändern (Apg 1,10), sowie Christus mit erhobenen Händen (Lk 24,51). Dieser fährt von einem Berg aus in den Himmel. Dieser Ort der Himmelfahrt lässt sich aus Mt 28,16 herleiten. Danach bestellt Jesus die elf Jünger „auf den Berg“ und gibt ihnen den Missionsbefehl. Während die Anzahl der elf Jünger (es ist nicht eindeutig auszumachen, ob hier nicht zwölf Jünger dargestellt sind) auch aus dieser Bibelstelle hervorgeht, ist die Anwesenheit von Maria, welche hier noch vor Petrus zu sehen ist, nicht biblisch. Christus fährt hier in „die“ Himmel auf, symbolisch wiedergegeben durch mehrere verschiedenfarbige Halbkreise. Christus wurde, nach 2 Kor 12,2 in den „dritten Himmel“, und damit, nach dieser Darstellung, in das Zentrum des Himmels, entrückt.

Das mittlere Bild zeigt die Aussendung des Hl. Geistes und die übersetzte Textzeile beschreibt: „Traurig waren die Jünger und saßen zusammen im Tempel. Vom Geist empfangen sie plötzlich die Kenntnis

der Sprachen“. Interessant sind hier die Abweichungen von herkömmlichen Pfingstdarstellungen: Ist in Apg 1,14 erwähnt, dass die Jünger mit Maria in einmütigem Gebet verharrten, so fehlt sie hier. Ihren zentralen Platz nimmt Petrus ein. Weiter zählt man hier elf Apostel, wie sie in Apg 1,13 aufgezählt sind. Da an Pfingsten jedoch schon die Wahl des Matthias erfolgt war, müssten es an Pfingsten wieder zwölf Apostel gewesen sein.

Die dritte Darstellung versteht sich nur durch den beigefügten Text. Hier steht, dass sich 120 zu den Aposteln gesellten und von den Gaben des Geistes erfüllt waren (vgl. Apg 1,15). Die acht hier zu sehenden Männer sind also deren Stellvertreter. Wie wenig in ottonischer Zeit individualisiert wurde, zeigt sich am Kopf des Jüngers mit schwarzem Haar und gleichfarbigem Spitzbart. Sein Kopf erscheint hier gleich viermal.

Alois Epple



Hieronymus hat richtig übersetzt

In seinen „Gedanken zur 6. Vater-unser-Bitte“ im „Fels“ April 2018, S. 101 glaubt Eduard Haller, Hieronymus wegen der sachlich falschen Übersetzung aus dem Griechischen kritisieren zu müssen. Da hat er aber Unrecht. Sicher hat dieser Griechisch besser gekonnt als wir Heutigen. Denn im griechischen Text von Mt. 6,13 wie von Lk 11,4 heißt es „mäisenénkäs hámás eis peirasmón“, was in der lateinischen Version richtig mit „Et ne nos inducas in tentationem“ wiedergegeben wird. „Mäisenénkäs“ ist nämlich Prohibitiv (negierter Befehl) im Aorist von „eispherein“ (hineintragen, -bringen, -führen), nicht, wie Haller meint, von „erchomaj“, dessen Prohibitiv im Aorist „mä élhäs“ heißen würde und das immer intransitive/mediale Bedeutung (ich komme, gehe usw.) hat, doch nie transitive (ich lasse kommen/hineingeraten). Eine andere Frage ist, wie diese Bitte zu interpretieren ist (z.B. auch warum gerade Aorist!). Aber das ist dann Aufgabe der Exegese und der Prediger.

*Dr. Gottfried Noske,
82515 Wolfratshausen*

Leserbrief an den Münchner Merkur zu Claudia Möllers Kommentar S. 2 vom 7.4.2018

Der Kommentar von Claudia Möllers und einige Leserbriefe bezeichnen die Ausdehnung der Kommuniongemeinschaft auf protestantische Ehepartner als Reform. Das ist falsch. Es ist eher eine Verwässerung, weil der Empfang der hl. Kommunion die Gemeinschaft im Glauben voraussetzt. Wer die Beichte und die

Priesterweihe ablehnt, glaubt auch nicht an die Realpräsenz Christi in der Hl. Kommunion. Die Mahlgemeinschaft braucht aber unbedingt die Glaubensgemeinschaft. Und diese Gemeinschaft wollen die protestantischen Ehepartner ja offensichtlich nicht. Wenn ihre Sehnsucht nach der hl. Kommunion wirklich so groß ist, dann könnten sie doch katholisch werden.

Übrigens zeigt der Hinweis von Frau Möllers auf die Parallele zu Kardinal Meiners Protest gegen den lebensgefährlichen „Beratungsschein“ Kardinal Lehmanns, dass die Mehrheit bei Bischofskonferenzen nicht die Wahrheit und Glaubenstreue repräsentieren. Jetzt drohen die weltweit widersprüchlichen Haltungen der katholischen Bischofskonferenzen die zweitausendjährige Einheit der Kirche zu zerstören.

Johann Schwanzl

Das Forum Deutscher Katholiken dankt den Bischöfen von Augsburg, Bamberg, Eichstätt, Görlitz, Köln, Passau und Regensburg für ihren Mut, den Mehrheitsbeschluss der Deutschen Bischofskonferenz zum Kommunionempfang konfessionsverschiedener Ehepaare in Rom überprüfen zu lassen, ob er „mit dem Glauben und der Einheit der Kirche vereinbar“ sei.

*Professor Dr. Hubert Gindert
Sprecher des
„Forums Deutscher Katholiken“*

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Wallfahrtsmesse in Maria Vesperbild (Ziemetshausen) Sonntag, 6. Mai 2018 um 10.15 Uhr Wallfahrtsmesse mit Beichtgel., anschl. Fahrzeugsegnung

IK-Augsburg zur Wallfahrtsmesse in Gunzenheim: in der Kirche St. Thomas mit der Madonna im Strahlenkranz · Mariensamstag, 2. Juni 2018 · 9.30 Uhr Beichtgel. · 10.00 Uhr Pontifikalamt mit Predigt: S. Exz. Bischof Dr. Walter Mixa · anschl. in der Villa Barbara eine Veranstaltung von etwa 45 Minuten: Impulse: Welche Bedeutung hat die katholische Kirche für das Leben der Getauften? 1. Das Gebet der Kirche, S. Exz. Bischof Dr. Walter Mixa 2. Die Kirche verstehen, Gerhard Stumpf (IK-Augsburg) 3. Den Glauben bekennen, aber wie? Prof. Dr. Hubert Gindert (Forum Deutscher Katholiken) · Hinweise: Tel.: 08191-22687

Philipp Jeningen Kreis – Initiativkreis kath. Laien und Priester in der Diözese Rottenburg-Stgt. e. V.: 24. Juni 2018 · 11:00 Uhr · nach der Hl. Messe um 9:30 Uhr · Gemeindesaal von St. Albert · Prof. Dr. Roland Süßmuth: Die Enzyklika „Humanae vitae“ im Lichte des mosaischen Gesetzes · Hinweise: Tel.: 07022-43135

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Christoph Hagen
Amraser-See-Str. 36,
A-6020 Innsbruck
- P. Dr. Dr. Andreas Hirsch
Hohbergstr. 12, 69518 Absteinach
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17, 82065 Baierbrunn
- Prälat Prof. Dr. Dr. h.c. Lothar Roos
Kollegium Albertinum
Adenauer Allee 19, 53111 Bonn
- Pfr. Michael Theuerl
Hoher Kiefer 113,
14532 Kleinmachnow
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelbergerstr. 18, 86399 Bobingen

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.:

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

DER FELS 4215

PVSt/Entgelt bezahlt/DPAG
Fels-Verein e.V., Auslieferung
Postfach 11 16
86912 Kaufering

Pfarrer Ritter – ein schwäbischer Widerständler!

Viele Priester, die die Verfolgung in der Hitlerzeit überlebt haben, sind heute vergessen. Damit haben wir Vorbilder verloren. Ihr Licht gehört aber auf einen Leuchter gestellt, damit es möglichst vielen Menschen Orientierung bietet. Glücklicherweise hat Wallfahrtsdirektor Erwin Reichart in den Archiven wieder einige vergessene Priester aus der NS-Zeit entdeckt. Einer davon ist Pfarrer Ernst Ritter aus der Diözese Augsburg. Er kam 1895 als Sohn eines Buchdruckers in Wangen zur Welt. Seine Ausbildung musste er dreieinhalb Jahre unterbrechen, um im Ersten Weltkrieg als Soldat zu dienen. 1923 wurde er in Dillingen zum Priester geweiht. Nach einigen Jahren als Kaplan in Augsburg übernahm er die Seelsorgsgemeinde in Meitingen. Dort lernte er den Pfarrer Dr. Max Metzger kennen, der in Berlin zum Tode verurteilt und enthauptet wurde. Schon am 7. Mai 1934 berichtete die NSDAP-Ortsgruppe Meitingen an die nationalsozialistische Kreisleitung, „dass sich Pfarrer Ritter wiederholt in ausfälliger Weise über die NSDAP und die nationalsozialistische Regierung geäußert“ habe. Die Priester wurden schon zu Beginn der NS-Herrschaft ausnahmslos überwacht, weil auch die Partei um den grundsätzlichen Gegensatz wusste.

An bestimmten Tagen wie beispielsweise an Neujahr, am 1. Mai und an Heldengedenktagen mussten auch Kirchen und Pfarrhäuser mit Haken-

kreuzfahnen beflaggt werden. Pfarrer Ritter hatte von Anfang an den Mut, dieses Bekenntnis zum Nationalsozialismus ins Gegenteil umzuformen. An keinem kirchlichen Haus ließ er eine nationalsozialistische Fahne aufziehen. Er zeigte damit öffentlich seine Distanzierung. Dafür wurde Pfarrer Ritter im Juli 1936 zu drei Monaten Gefängnis und 200 Reichsmark Strafe verurteilt. Glück hatte Ernst Ritter jedoch, dass er nicht gleich ins KZ gesteckt wurde, sondern immer wieder mit Verwarnungen und kleineren Gefängnisstrafen davonkam.

Pfarrer Ritter setzte seinen Kampf gegen das NS-System fort. Ein Spitzel beschuldigte ihn bei der Polizei, der Priester habe in der Karfreitagspredigt „mit besonders scharfer Betonung, mit geradezu verzerrtem Gesichtsausdruck und mit großem Stimmaufwand die ungerechten Richter Jesu mit den jetzigen Richtern verglichen“. Das war eine weitere Kampfansage. Bevor Pfarrer Ritter am 9. Juli 1936 die Haft in Augsburg antrat, hielt er am Sonntag den 5. Juli noch einmal eine geharnischte Abschiedspredigt. Er sagte, ein Priester müsse in der Zeit des Unglaubens zum Leiden bereit sein. Nach Verbüßung der Haft durf-

te er nicht an seinen alten Dienstort Meitingen zurückkehren. Deshalb schickte ihn das Ordinariat nach Rennertshofen bei Illertissen. Auch dort kam er wegen deutlicher Predigten wieder in ein Polizeigefängnis und anschließend ins KZ Dachau. Bei der

Verhaftung wollten die Polizisten, dass er in Zivilkleidung mit ihnen gehe. Dieses Ansinnen lehnte er ab: „Die Leute sollen nur sehen, dass Sie einen Pfarrer verhaftet haben.“ Aus dem KZ wurde er überraschender Weise schnell wieder entlassen. Noch in Häftlingsklei-



dung kam er an die Gebetsstätte Wigratzbad, um sich für Gottes Hilfe bei seiner Errettung zu bedanken. Wegen ähnlicher Kritik am NS-System mussten nämlich andere Priester vier oder fünf Jahre im KZ verbringen. Und viele sind dort elend umgekommen. Der Bischof versetzte Pfarrer Ritter nun nach Sibratshofen im Oberallgäu mit der nachdrücklichen Ermahnung, künftig politisch zurückhaltend zu sein. Andernfalls könne ihm das Ordinariat nicht mehr helfen. Im Allgäu erlebte Pfarrer Ritter ungefährdet das Kriegsende 1945 und er wirkte dort als Pfarrer bis 1968 sehr segensreich. Solchen Priestern kann man nicht genug dankbar sein. *Eduard Werner*